

GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR



Ewige Schreie



Die große Horror-Serie
von Jason Dark



Ewige Schreie

John Sinclair Taschenbuch Nr. 19

von Jason Dark

erschienen am 12.10.1982

Titelbild von Vicente Ballestar

Bastei Verlag

Ewige Schreie

Der Friedhof lag im finsternen Schottland und war verflucht.

»Die Toten schreien!« flüsterten die Bewohner der umliegenden Dörfer. »Sie finden keine Ruhe in dieser unheiligen Erde...«

Die Menschen irrten sich nicht. Nachts, wenn der Wind eingeschlafen war, klangen die Schreie auf. Geknechtete Seelen jammerten und winselten. Tote wollten aus ihren Gräbern. Auf den Grabsteinen erschienen blasse, fratzenhafte Gesichter.

Ich erreichte den Friedhof zu spät. Da waren die Schreie der Toten bereits zum Grabgesang der Menschen geworden...

Bis spät ins 19. Jahrhundert hinein wurden Selbstmörder in besonderen Teilen des Friedhofs, die man »Selbstmörder-Ecke« nannte, beigesetzt. Meist lag sie an der dunklen und schattigen Nordseite der Kirche. Der Brauch ging auf alte germanische Vorstellungen zurück. Diese Stelle war nur für rastlose Seelen geeignet, weil man Selbstmord für eine unverzeihliche Sünde und die Geister von Selbstmördern für äußerst gefährlich hielt. Auf manchen Friedhöfen wurden Selbstmörder überhaupt nicht begraben. Der einzig mögliche Ort für ihr Grab war eine Wegkreuzung. Zusätzlich wurde den Toten noch ein Holzpflöck durch das Herz gestoßen, um zu verhindern, daß sie als Geist an dieser Stelle wieder erschienen...

Manche nannten ihn ein Werkzeug des Teufels, andere wiederum hatten überhaupt keinen Namen für ihn, weil ihnen die Furcht davor den Mund verschloß. Auf jeden Fall wurde er von den Menschen mehr gehaßt und gefürchtet als geliebt. Auf ihn verzichten konnte jedoch niemand. Sie brauchten ihn, denn die Zeiten waren unruhig und voller Gefahren. Es kam nicht oft vor, daß er leerstand. Irgend jemand machte sich immer eines Vergehens oder Verbrechens schuldig, um an ihm sein Leben auszuhauchen.

Es war der Mörder-Galgen!

Er stand im Schatten der Kirche, als Abschreckung für die Bösen, ein Mahnmal für die Gerechten. Nachts, wenn der Wind über das Land fuhr und die Büsche des alten Friedhofs geisterhaft bewegte, dann konnte man ihn sogar hören.

Sein Holz ächzte und stöhnte. Abergläubische Menschen behaupteten, es wären die Geister der Gehängten, die keine Ruhe fanden und für alle Ewigkeiten ihren unsichtbaren, höllischen Reigen um den Galgen tanzten.

Nicht weit entfernt stand die Kirche. Kein großes Bauwerk, aber in

ihrer strengen Form noch an die Romanik erinnernd. Niemand betete für die Seelen der Verdammten, aber jeder wußte, daß sie unsichtbar um die Mauern der Kirche streiften. Die Angst ging um.

Und eines Tages passierte es. Man hatte zwei Wochen zuvor einen Mörder aufgehängt, der seine Frau und seine Tochter erschlagen hatte. Da kein neuer Fall vorlag, hing er sehr lange am Galgen, als Abschreckung für die Menschen.

Es waren nur wenige, die sich den Toten anschauten. Eines Abends im späten Oktober jedoch, als die Messe zelebriert wurde und der Küster seinen letzten Rundgang machte, wobei er auch den Friedhof nicht ausließ, geschah es.

Der Galgen war leer!

Der Küster sah dies, blieb minutenlang vor dem Gerüst stehen und holte röchelnd Luft. Aus weit geöffneten Augen schaute er die Schlinge an, die sich im Nachtwind bewegte wie ein Pendel, und ihn erfaßte das kalte Grauen.

Jemand hatte den Toten gestohlen! Eine andere Möglichkeit gab es für den Küster nicht, den Mann mußte jemand abgenommen haben, und er begann zu zittern, daß seine Zähne hart aufeinanderschlügen. Der Schweiß drang ihm aus allen Poren. Mit weichen Knien lief er zurück und spürte plötzlich die Kälte, die seinen gesamten Körper erfaßte, wobei sie am Kopf anfang und erst in den Zehenspitzen aufhörte. Wie zu Eis geworden, stand er da!

Unbeweglich, flach atmend, mit der Angst im Nacken sitzend. Ohne sich umzudrehen, wußte er, wer hinter ihm stand. Ein Geist - der Geist des Toten.

Er schauderte. Über seinen Rücken liefen die kalten Schauer so schnell, als wolle einer den anderen einholen. Er wußte nicht, was er tun sollte, das Grauen war zu plötzlich über ihn gekommen, und er sank langsam in die Knie.

Der Boden war weich. Es hatte in den letzten beiden Tagen

gereignet. Laub hatte einen dichten Teppich gebildet. Es knisterte zwischen seinen gespreizten Fingern, und von den nahen Wiesen her wurden große Nebelschleier wie gewaltige Leichentücher herbeigeweht. Vorboten eines drohenden Todes, der auch ihn bald umfassen würde, dessen war sich der Küster bewußt.

Die Kälte hinter ihm nahm zu. Sie schnürte ihn zusammen, seine Atmung stockte, das Herz schlug überlaut, die Echos hallten in seinem Schädel wider, und dann hörte er die Stimme.

»Ich bin es, mein Lieber. Erkennst du mich nicht, Küster? Du warst doch auch dabei, als man mich hängen wollte, nicht wahr? Du hast mitgestarrt, mitgelacht, mitgegaßt. Jetzt werde ich mich rächen. Ich werde euren schönen Friedhof zu einem Ort des Bösen machen, und du wirst damit beginnen. Hier!«

Kaum hatte der Unbekannte das letzte Wort ausgesprochen, als er vor sich das bläuliche Flimmern sah. Es hatte menschliche Konturen, und der Küster glaubte sogar, in dem Geist den Gehängten zu erkennen. Mit einer Waffe.

Es war ein kurzer Säbel. Mit Schrecken fiel dem Küster ein, daß der Mann damit seine Familie getötet hatte. Ja, das war die Klinge. Er sah sogar noch eingetrocknetes Blut auf dem Metall, und er ahnte, daß auch er an der Reihe war.

Aber nicht so, wie er es sich vorgestellt hatte. Der Geist des Mörders hatte etwas anderes mit ihm vor. Er wollte den Friedhof zu einem Hort des Schreckens machen, vor dem sich alle Menschen fürchteten, und er drückte dem Küster den kurzen Säbel zwischen die Finger.

»Nimm ihn!« kam der flüsternde Befehl. »Los, nimm ihn und töte dich damit!«

»Was soll ich?«

»Dich töten!« erklang es dumpf.

Der Küster spürte den hölzernen Griff zwischen seinen Händen. Er

wußte nicht, ob er einen Traum erlebte oder sich in der Realität befand, doch als er genauer auf die Klinge schaute, da wurde ihm klar, daß er nicht träumte. Es war die Wahrheit!

»Stoß zu!« zischte der andere. »Es gibt keinen anderen Weg!«

Der Küster verdrehte die Augen. Er schaute hoch zum Himmel, wo die grauen Wolken in der Dunkelheit kaum zu erkennen waren, sondern wie gefährliche Schatten wirkten.

Der Nebel wurde dichter. Er umfing die dicken Mauern der Kirche wie ein gewaltiges Tuch, und die Angst des Mannes steigerte sich ins Unermeßliche.

»Mach es!« Der Geist des Gehängten zischte die Worte, er drängte den armen Küster, und dem blieb nichts anderes übrig, als dem Befehl Folge zu leisten.

Er stieß mit dem Messer zu.

Der heiße Schmerz drohte ihn zu zerreißen. Plötzlich hatte er das Gefühl, auseinanderzufallen. Er wollte schreien, hatte auch den Mund geöffnet, doch kein Wort drang über seine Lippen. Nicht einmal ein Krächzen oder Stöhnen.

Der Küster blieb stumm...

Das Messer steckte noch in seiner Brust, als er langsam nach links kippte und schwer auf die Seite fiel, wobei er den Mund noch weiter aufriß und ein letzter verzweifelter Atemzug über seine Lippen drang. Dann war er tot...

Der Geist aber schwebte über ihm. Er stieß ein Geräusch aus, das entfernt an ein Lachen erinnerte. Er hatte seinen Spaß gehabt. Der Friedhof war dem Bösen geweiht. Für alle Zeiten sollten die ewigen Schreie über den Totenacker wehen...

Das alles geschah vor mehr als 200 Jahren nahe der kleinen Stadt Walham. Die Menschen, die den Küster damals fanden und mit dem Aberglauben fest verwurzelt waren, zogen sofort die richtigen

Schlüsse. Für sie war der Friedhof entweiht. Jemand hatte dort Selbstmord verübt. Ein Gerechter konnte dort nicht mehr begraben werden, das war einfach unmöglich.

So verkam der Friedhof, und auch in die Kirche traute sich kaum jemand. Als der Pfarrer starb, fand er keinen Nachfolger. So blieb die Gemeinde jahrelang ohne Geistlichen, bis irgend jemand auf die Idee kam, eine neue Kirche zu bauen. Weit weg von dem Ort des Schreckens. Nahe der Kirche wurde auch ein neuer Friedhof angelegt, und die Menschen vergaßen den alten sehr schnell.

Doch die ewigen Schreie waren nicht verstummt. Im Gegenteil, die klangen wieder auf.

Schrecklicher als je zuvor. Und der kleine schottische Ort wurde in einen wahren Strudel des Schreckens hineingerissen...

Als James McMullogh nach Hause kam, fiel ihm sofort die herrschende Stille auf. Er ging erst gar nicht ins Haus, sondern blieb in der offenen Tür stehen, denn die Stille war so ungewohnt, daß er direkt eine Gänsehaut bekam.

Warum meldete sich Gladys denn nicht? Sie wollte doch nicht weg, sie mußte zu Hause sein, etwas anderes konnte er sich nicht vorstellen. Seltsam, das alles.

Der 40jährige Vertreter schüttelte den Kopf und hob die Schultern. Vielleicht war sie sauer, daß er in den letzten beiden Tagen nicht angerufen hatte, aber es war zuviel zu tun gewesen. Bei dem warmen Wetter orderten die Geschäftsleute die doppelte Menge an Sommerkleidung, und gegen Abend war er immer todmüde in sein Bett gefallen. Hatte sie deshalb das Haus verlassen?

McMullogh betrat den Flur und wischte eine Haarsträhne aus der Stirn. Er fühlte dabei den Schweiß unter seinen Fingerkuppen, und das wiederum erinnerte ihn daran, daß er unbedingt eine Dusche nehmen mußte.

»Gladys!« Sein Ruf hallte durch das Haus. Er mußte auch in den oberen Etagen zu hören sein, wovon die zweite schräg war und in ihrer Bauweise dem Dach folgte, aber seine Frau meldete sich auch jetzt nicht. Für James der endgültige Beweis, daß sie nicht zu Hause war. Unten lag die kleine Küche. Die betrat er zuerst. Aufgeräumt war sie wie immer. Nur die nachträglich eingebaute Schiebetür zum Wohnzimmer stand offen. Durch das Fenster an der Nordseite fiel ein langer Streifen des abendlichen Sonnenlichts und malte ein helles Muster auf die Möbelstücke. Eine Vase mit frischen Blumen stand auf dem Tisch. Es war aufgeräumt und eigentlich wie immer.

Nur eine fehlte - seine Frau!

Wo konnte sie stecken? Das war die große Frage, die ihn quälte. Vielleicht bei der Nachbarin, oder war sie einkaufen gegangen? Nein, da hatte sie den Tag über Zeit, denn sie arbeitete nicht, und Kinder hatten sie auch keine.

Gladys' Fehlen war schon ungewöhnlich.

Ob etwas passiert war? Als der Mann daran dachte, wurde ihm kalt. Er schüttelte sich und merkte, daß seine Hände heftig anfangen zu zittern. Die Schweißausbrüche wurden stärker, und er warf mit Schwung seine Jacke über einen Sessel, wo sie liegenblieb.

Egal, was geschehen war, er mußte Gladys suchen.

James McMullogh machte sich augenblicklich an die Arbeit. Im Wohnraum steckte sie nicht. Auch nicht auf der kleinen Toilette links neben der Eingangstür, dann konnte sie, falls sie sich im Haus aufhielt, eigentlich nur oben sein.

Dort wollte er jetzt nachschauen.

Die Treppe war aus Holz. Er hatte sie nicht abreißen lassen, als er das Haus nach dem Kauf umbaute. Gladys hatten die alten Stiegen so gut gefallen.

Etwas schwerfällig stieg James McMullogh die Stufen hoch. Seine linke Hand lag auf dem Geländer und hinterließ dort, wo sie das

Holz berührt hatte, einen Schweißfilm.

Als er die erste Etage erreichte, sah er die offenen Türen. Aus den Zimmern strömte das Sonnenlicht bis in den winzigen Flur und traf auch die ausgefahrene Leiter, die nach oben zum Dach führte. Das war seltsam.

James McMullogh blieb neben der Leiter stehen und fuhr mit seiner rechten Hand über das Kinn, wo sich die bläulichen Bartstoppeln im Lauf des Tages kräftig vermehrt hatten. Die Leiter war an sich nie ausgefahren. Sollte sich seine Frau oben auf dem Speicher aufhalten? Wenn ja, warum hatte sie sich dann nicht gemeldet, schließlich hatte er laut genug gerufen.

Er rief noch einmal den Namen seiner Frau. So laut wie zuvor, aber er bekam keine Antwort.

James McMullogh beschloß, sich persönlich zu überzeugen. Wenn er seine Frau auf dem Speicher nicht fand und auch nicht im Keller, dann wußte er nicht, wo er noch suchen sollte.

Entschlossen stieg er die Leiter hoch.

Diese Stufen waren nicht so stabil wie die der Treppe, sie bogen sich unter seinem Gewicht durch, das Holz bewegte sich und knarrte. Schon auf halber Höhe spürte McMullogh die Hitze. Als Schwall kam sie von oben und drang gegen ihn. Als er weiter ging, nahm sie ihm fast die Luft.

Auf dem Speicher war es noch heißer. Hier hatte sich die Wärme gestaut, sie stand wie eine Wand. Dem Mann fiel es schwer, Luft zu holen und die letzten beiden Sprossen hinter sich zu lassen. Er mußte noch den Kopf einziehen, um nicht gegen die ersten schräg stehenden Balken zu stoßen.

Ein letztes Nachziehen seines rechten Beins, dann stand er auf dem Speicher und schaute sich um.

Seine Frau und er hatten das Haus zwar nach dem Kauf umgebaut, doch den Speicher so gelassen, wie er war. Das Geld reichte einfach

nicht mehr, und von der Bank wollten sie nicht extra etwas aufnehmen. Deshalb fehlte die Isolierung, und es waren auch noch die alten Fenster vorhanden.

Kleine Fenster, mehr als Luken zu bezeichnen. Vier gab es insgesamt davon, allerdings ließen sie nicht die Menge an Licht durch, die nötig war, um den Speicher auszufüllen.

Es gab noch eine ziemlich dunkle Ecke. An der Nordostseite, wo ein Giebel ausgebaut worden war.

Die Luft kam ihm vor wie flüssiges Blei. McMullogh riß den Mund auf, atmete schwer und bog seinen steifen Rücken durch. Der Schweiß strömte aus seinen Poren, er war naß bis auf den letzten Hemdfetzen, und er drehte sich langsam auf der Stelle, damit er in jeden Winkel des Speichers schauen konnte.

Leere Regalbretter, ein altes Sideboard, ein paar Übertöpfe für Blumen, die verschlissenen Koffer, das war alles.

Oder?

Er schaute genauer in die Ecke, die am wenigsten Licht bekam. Bewegte sich dort nicht etwas? Eine Gestalt vielleicht?

Sein Herz klopfte plötzlich schneller. Er hörte die Echos im Hirn. James wollte den Namen seiner Frau rufen, die Laute erstarben aber auf seinen Lippen.

Langsam ging er näher.

Jeden Schritt hörte er. Obwohl er die Füße vorsichtig aufsetzte, schienen ihm seine Schritte überlaut vorzukommen. Sie dröhnten regelrecht in den Ohren.

Zögernd ging er auf diese Ecke des Speichers zu. Sein Kopf streifte die alten Holzbalken, es kümmerte ihn nicht, er merkte auch nicht mehr die Hitze, sondern sah nur die Gestalt, die dort in der Ecke stand. Es gab mehrere Lichtschalter. An einem mußte der Vertreter vorbei. Er hob den Arm und legte den Schalter um. Automatische Bewegungen, die eigentlich gar nicht hatten sein sollen, aber er

wollte Gewißheit haben. Es wurde heller.

Sogar über der hinausgezogenen Dachgaube, so daß James McMullogh alles deutlich erkennen konnte. Jede Kleinigkeit nahm er in sich auf. Endlich sah er seine Frau.

Sie hatte sich erhängt!

Zuerst drang nur ein hohl klingendes Pfeifen über die Lippen des Mannes. Es war der angehaltene Atem, der sich freie Bahn verschaffte. Dann schüttelte McMullogh den Kopf, hob die Arme in einer hilflos anmutenden Bewegung, ließ sie auf halber Höhe stehen, ballte die Hände und begann zu schreien. Ja, er schrie!

Die Laute waren kaum menschlich zu nennen, die aus seinem Mund drangen. Aus ihnen war all das Entsetzen und die Angst zu hören, die der Mann empfand. Er sah ein Bild, das sich wie mit einem Meißel geschlagen in sein Bewußtsein grub.

Seine Frau hing in einer Schlinge. Er wußte nicht, wie lange sie schon tot war. Die Haut war aufgedunsen, die Augen verdreht, das braune Haar mit den rötlichen Streifen zeigte verfilzte Ansätze. Sie trug ein leichtes rotes Sommerkleid, und ihre nackten Füße baumelten etwa kniehoch über dem Boden. Wie Glasmurmeln wirkten die Augen. Ihr Blick war starr auf den sie betrachtenden Mann gerichtet, aber sie konnte ihn nicht mehr sehen, der Tod hatte sie längst ereilt.

Selbstmord...

Sie hatte sich selbst aufgehängt. Aber weshalb, zum Teufel? Aus welchem Grund hatte Gladys zum Strick gegriffen. Es gab kein Motiv, ihr Leben war glücklich gewesen, sie hatten zwar keine Kinder gehabt, trotzdem hatte sich Gladys immer ausgefüllt gefühlt. Und jetzt dieser Schritt. Dieser verdammte, endgültige, nicht mehr rückgängig zu machende Schritt.

James McMullogh stand vor einem Rätsel. Er wußte auf seine

Fragen keine Antworten. Er stand dem Problem völlig hilflos gegenüber, und er merkte, wie seine Zähne im Schüttelfrost und wie bei einem Fieberanfall aufeinanderschlugen. Tränen rannen aus seinen Augen. Als helle Bäche liefen sie an seinen Wangen entlang. Die Knie wurden weich, er konnte sich einfach nicht mehr auf den Beinen halten und brach zusammen. Sein Kopf pendelte nach vorn, während ein trockenes Schluchzen aus seiner Kehle drang. Es gab einfach nichts mehr, wofür es sich noch hätte gelohnt, zu leben. Das Schicksal hatte ihn hart und unbarmherzig getroffen.

Gladys war nicht mehr da.

Selbstmord!

Dieser Begriff schnitt durch sein Bewußtsein. Es war wie ein stummer Schrei, und ein Schrei drang auch aus der Kehle des Mannes.

»Warum?« brüllte er. »Warum hast du das getan?«

Durch die offenstehende Speichertür drang das Echo und hallte durch das Haus.

Er schrie noch zweimal, dann konnte er nicht mehr, seine Stimme versagte, der Kopf sank nach vorn, und er blieb in seiner Haltung sitzen. James McMullogh war ein gebrochener Mann.

Wie lange er auf der Stelle gehockt hatte, konnte er nicht sagen. Irgendwann hob er den Kopf, schaute sich um und stellte fest, daß die Sonne weitergewandert war.

Sie erreichte nicht einmal die kleinen Fenster an der Nordseite des Speichers. Dämmer füllte den großen Raum unter dem Dach, und der Staub lag in der Luft wie lange Streifen. Aus rot geweinten Augen schaute er auf seine Frau. Es herrschte Durchzug, der auch den Körper traf. Er pendelte hin und her, als würden unsichtbare Hände mit ihm spielen.

James McMullogh lief es kalt den Rücken hinab. Die Haut dort zog sich zusammen, er zitterte wie Espenlaub, seine Mundwinkel

zuckten, der Blick seiner Augen hatte einen leeren Ausdruck.

»Gladys!« hauchte er. »Gladys, mein Gott...«

Sie gab keine Antwort. Tote schweigen, und mit Erschrecken wurde James McMulloch klar, daß er seine Frau begraben mußte. Er konnte sie nicht mehr zurückholen, sie würde in ein kaltes Grab kommen, und er sah jetzt schon die Gesichter der Menschen, die sich an der Beerdigung beteiligten. Das ganze Dorf würde auf den Beinen sein. Man war neugierig, man wollte schauen, es war eine Sensation. Jemand hatte Selbstmord begangen...

Oder war es vielleicht keiner? Hatte man Gladys etwa erhängt? Befand sich ein Mörder in der Nähe, der sich für diese gräßliche Tat verantworten mußte? - McMulloch fiel ein, daß er noch die Polizei benachrichtigen mußte. Ja, sie sollten den Speicher hier untersuchen. Unter Umständen fanden sie Spuren, die auf einen Mord hindeuteten. Das Entsetzen und den Schmerz hatte der Mann zurückgedrängt, er stützte sich ab und stand auf.

Ziemlich wacklig in den Knien blieb er stehen. Er riß sich zusammen und schritt noch einmal auf seine tote Frau zu.

Das Seil der Schlinge hatte sie unter der Decke an einem Balken befestigt. Die Schlinge selbst war durch einen Doppelknoten gesichert, nicht so fachmännisch geknüpft wie die von einem Henker. Gladys mußte gelitten haben, bevor sie endgültig starb...

»Warum hast du das getan?« hauchte James. »Warum...?«

Und er schaute seine Frau an, ließ die Blicke vom entstellten Gesicht abwärts gleiten und sah plötzlich im unteren Teil des geknüpften Ausschnitts etwas Helles leuchten.

James McMulloch wurde mißtrauisch. Er berührte seine Frau, brachte sie dadurch ins Pendeln und faßte mit zwei Fingern nach dem Weißen, das dort leuchtete.

Es war ein Zettel!

Eine Nachricht?

McMullogh wußte es nicht. Seine Hände zitterten, als er das Papier auseinanderfaltete und die zittrige Handschrift sah, die von seiner Frau stammte.

Ja, die Worte hatte Gladys geschrieben, das war deutlich zu sehen. Er kannte schließlich die Schrift seiner Frau.

Halblaut begann er das zu lesen, was ihm Gladys aufgeschrieben hatte.

»Mein geliebter James! Wenn du mich hier auf dem Speicher findest, weile ich nicht mehr unter den Lebenden. Dann habe ich mich umgebracht. Ich weiß selbst, daß du für diesen Selbstmord keine Erklärung finden wirst, ich kann sie dir auch nicht direkt geben, aber laß dir gesagt sein, es mußte sein. Es gab einfach keinen anderen Ausweg mehr für mich. Ich mußte mich umbringen, und ich bin nicht die einzige, es werden mehr folgen, denn der alte Fluch ist nicht erlöscht.«

James konnte nicht mehr weiterlesen, weil die Tränen seinen Blick verwischten. Er holte ein Taschentuch hervor, wischte seine Augen klar und schneuzte die Nase. Ein paarmal holte er tief Luft, dann endlich hatte er sich gefangen und las murmelnd weiter.

»Was immer auch ich getan habe, es hat mit dir und deiner Person nichts zu tun. Ich habe dich sehr geliebt, doch es gibt eine Kraft, die wesentlich stärker ist, stärker als unsere Liebe. Wir hätten nicht hierher ziehen dürfen, denn damit hat alles begonnen. Ich hoffe, du verzeihst mir, auch wenn du mich nicht verstehen kannst. Zieh du weg aus diesem Ort, gehe wieder zurück in die Stadt, denn dort bist du sicher. Hier ist alles verloren. Die Menschen von Walham werden nicht mehr lange zu leben haben, denn ich bin erst der Anfang einer Kette von grausamen Ereignissen. Um einen Gefallen allerdings möchte ich dich bitten, mein Geliebter, und du mußt mir versprechen, ihn zu erfüllen. Bringe mich bei Anbruch der Dunkelheit zum alten Friedhof. Das Grab für mich ist schon

gehoben. Es liegt in der äußersten Ecke, wo die beiden alten Ulmen stehen und wo vor langer Zeit der Platz für den Galgen gewesen war. Dort kreuzen sich zwei Wege, und da findest du auch mein Grab. Aber du darfst mich nicht einfach hineinlegen, du mußt noch etwas tun, auch wenn es dir schwerfällt...«

McMullogh stöhnte auf. Er ließ seinen rechten Arm sinken, weil er nicht mehr weiterlesen konnte. Zu schrecklich war das alles, was ihm seine Frau noch offenbarte. Und der Text ging weiter. Es waren noch einige Zeilen zu lesen. Sie kosteten Überwindung, aber James sprach auch die restlichen Worte.

»Der letzte Gefallen wird dir am schwersten werden, das weiß ich. Geh hin, nimm einen angespitzten Pflock und stoße ihn mir durch das Herz. Ich bitte dich darum, ich bitte dich herzlich darum. Frage dich nicht nach den Gründen, tu es einfach, nur so kann ich meine ewige Ruhe finden, sonst werden meine Schreie des Nachts über den Friedhof gellen und dich dein Leben über martern... In Liebe - deine Gladys!«

James McMullogh wiederholte die letzten Worte. Das geschah wie bei einem Automaten, nur flüsternd, jedoch monoton. Dann schrie er, fiel auf die Knie und preßte beide Hände gegen seinen Kopf. Was er da gelesen hatte und wie seine Frau ihren Letzten Wunsch formulierte, ging über seinen Verstand, das konnte er nicht begreifen. Er sollte sie nicht nur in das schon für sie vorbereitete Grab legen, sondern ihr auch noch einen angespitzten Pflock ins Herz stoßen.

Nein, nein! Niemand konnte das von ihm verlangen. Es war unmöglich, sie war tot. Sollte er sie noch einmal töten? Einfach umbringen? Eine Tote umbringen?

Er hob den Kopf. »Ich... ich kann es nicht!« flüsterte er. »Nein, das bringe ich nicht fertig. Tut mir leid, Gladys, das geht über meine Kraft...«

Wieder nahm er den Zettel. Noch einmal las er die Nachricht. Wort

für Wort. Er spürte direkt, wie eindringlich seine Frau ihn gebeten hatte, so zu handeln, wie sie es für richtig hielt. Sicherlich hatte sie ihre Gründe gehabt. Etwas versponnen war sie schon immer gewesen. Sie hatte manches Mal von einer bösen Aura gesprochen, die den alten Friedhof überlagerte. Dort wurde seit Jahren niemand mehr begraben. Und Gladys wollte dort ihre Letzte Ruhestätte, finden. Weshalb nur?

James McMullogh überlegte hin und her. Er kam zu keinem Ergebnis. Der Fall blieb ein ebenso großes Rätsel wie der Selbstmord seiner geliebten Frau.

Und mußte man nicht den Letzten Willen eines Gestorbenen erfüllen? War das nicht die Pflicht der noch Lebenden?

James dachte darüber nach und über die Worte, die Gladys geschrieben hatte.

Da entschloß er sich, ihr den Gefallen zu tun. Ja, er würde sie auf dem Friedhof begraben, aber er wollte auch das Rätsel dieses unheimlichen Totenackers lösen.

Einen Pflock sollte er ihr ins Herz stoßen. Er schüttelte den Kopf. Nein, das konnte nicht sein, das durfte er nicht tun, er konnte doch keiner Toten so...

Wie ein Kind schluchzte er auf. Plötzlich durchlief ein starkes Zittern seine Gestalt, sein Mund öffnete sich, ein Krächzen drang hervor, die Augen traten aus den Höhlen, dann fiel er nach vorn. Er streckte noch die Arme aus, berührte seine in der Schlinge hängende Frau, doch halten konnte er sich nicht. Er rutschte ab, fiel zu Boden und blieb bewußtlos liegen.

Die Tote bewegte sich noch immer, und ihre Beine pendelten langsam hin und her...

Meine Mutter hatte Geburtstag!

Seit zwei Jahren erlaubte es mir die Zeit, bei ihrem Festtag dabei

zu sein. Mein Gott, wie hatte sie sich gefreut, als ich so überraschend eintrat, denn eine Überraschung war es wirklich gewesen. Bewußt hatte ich nicht angerufen, mir Urlaub genommen, den mein Chef, Sir James Powell, zähneknirschend bewilligte, und dann war ich losgefahren. Von London nach Schottland.

In einer Tour.

Es tat dem alten Bentley mal gut, wieder ein langes Stück Asphalt unter den Rädern zu spüren. Über die Autobahn, bei uns Motorway genannt, jagte ich in Richtung Norden, überquerte die Grenze und erreichte schließlich Lauder, den kleinen Ort, in dem sich meine Eltern zur Ruhe gesetzt hatten.

Nach seiner Pensionierung, mein Vater war Anwalt gewesen, hatte es ihn wieder nach Schottland gezogen, denn aus diesem Land stammte unsere Familie.

Ja, wir hatten einen Stammbaum, sogar mit einem Dämon darin. Mit Schrecken erinnerte ich mich noch an das Abenteuer, das ich mit diesem Dämon erlebt hatte.

Das war vorbei, aber mein Vater hatte versprochen, in dieser Richtung weiter Nachforschungen anzustellen. Bei Telefongesprächen mit ihm konnte ich erfahren, daß er bisher noch keinen Erfolg verbucht hatte. Das halbe Dorf war versammelt. Das große Haus reichte gerade aus, um die Gäste zu fassen. Meiner Mutter standen die Tränen in den Augen, als ich zu ihrem Sechzigsten eintraf.

»Junge!« rief sie immer wieder. »Junge, mein Gott, wie freue ich mich darüber!«

Sie umarmte und küßte mich, wollte sich nicht darüber beruhigen, daß ich gekommen war.

Auch mein Vater freute sich wie ein Schneekönig. Er zog mich nach der Begrüßung durch meine Mutter ein Stück zur Seite, und wir sprachen über den letzten, gemeinsam erlebten Fall. »Ich habe noch

nichts weiteres herausfinden können«, erklärte er mir.

»Weiß Ma davon?«

»Nein, um Himmels willen. Ich habe ihr nichts gesagt. Die hätte mich nicht mehr aus dem Haus gelassen. Sie hat schon Angst um dich, wenn ich noch dazukomme, grämt sie sich zu Tode.«

Das konnte ich mir vorstellen. Meine Mutter hatte sich noch immer nicht mit meinem Job abgefunden. Es war für sie weiterhin unbegreiflich, wie jemand Geister und Dämonen jagen konnte. Sie hätte mich lieber als Nachfolger meines Vaters in dessen Anwaltskanzlei gesehen, aber der Job war mir zu langweilig gewesen, deshalb war ich nach meinem Studium zur Polizei gegangen.

Auch in Schottland hatte der frühe Sommer Einzug gehalten. Die Luft war mild und lau, und meine Eltern hatten das beste aus der Situation gemacht. Man aß und trank draußen.

Vier Mädchen aus dem Dorf bedienten die Gäste. Ein Girl fiel mir besonders auf, ein quirliges schwarzhaariges Persönchen mit Lockenkopffrisur und kirschgroßen Augen. Immer wenn sie mir etwas zu trinken brachte, schenkte sie mir ein Lächeln, daß es mir warm ums Herz wurde.

Ich kannte die Kleine nicht, hörte jedoch, daß sie von den anderen Helen gerufen wurde.

Von den Einwohnern wurde ich ein paarmal auf meinen Job angesprochen. Ich hatte aber keine Lust, davon zu erzählen, so wich ich immer aus. Auch an den Fall, der hier in Lauder gespielt hatte, erinnerte man mich. Es war damals um Melina gegangen, ein psychisch krankes Mädchen, das den kleinen Ort durch schreckliche Morde in Atem gehalten hatte.[\[1\]](#)

Als es bereits auf Mitternacht zuing und die ersten Gäste gegangen waren, setzte er sich zu mir. »Und wie lange hast du vor, zu bleiben, mein Junge?«

Ich schüttelte mir eine Zigarette aus der Packung und hob die Schultern.

»Eigentlich muß ich morgen wieder weg.«

»Das kommt überhaupt nicht in Frage!« Die Stimme klang hinter mir auf, und sie gehörte meiner Mutter. Ungesehen hatte sie sich uns genähert und legte mir ihre Hand auf die Schulter. »Wenn du schon mal kommst, dann soll es auch für länger sein.«

»Aber Mutter, ich muß nach London.«

»Ach, woher. Du hast bestimmt in den letzten Jahren keinen Urlaub gehabt. Nimm dir welchen...«

»Das stimmt schon. Aber daß ich keinen Urlaub machen konnte, hatte seine Gründe. Eben aus diesen Gründen kann ich nicht länger bei euch bleiben, so leid es mir tut.«

»Sag du doch was, Horace!« Mary Sinclair suchte bei meinem Vater Unterstützung.

Der strich mit fünf Fingern durch sein grau gewordenes Haar. »Ich kann das nicht so beurteilen, meine Liebe. Aber wenn ich mich an meinen Job erinnere...«

»Hör auf, ich weiß schon, was kommt. Mit dir war es früher ja ebenso. Niemand hat Rücksicht auf mich genommen. Der Job, die viele Arbeit...« Die Stimme meiner Mutter klang traurig. Ich stellte mein Glas zur Seite, erhob mich und legte einen Arm um die Schultern meiner Mutter.

»Schau mal, Mum, das mußt du verstehen. Ich habe wirklich einen Fulltime-Job. Und Urlaub ist nicht immer drin. Dad hat mit seiner Meinung schon recht.«

»Ich weiß, ihr haltet alle zusammen.«

Mein Vater hob die Schultern. Er wollte damit andeuten, daß Mutter so nicht zu überzeugen war.

Dann lächelte sie plötzlich: »Ist ja schon gut«, sagte sie, drehte sich um und ging zur Frau des Bürgermeisters, die der leckeren

Erdbeerbowle zusprach.

»Sie meint es nur gut«, versuchte mein Vater seine Frau zu entschuldigen.

»Das weiß ich ja, Dad, aber du kennst mich.«

»Sicher, John. Wie geht es den anderen?«

Ich berichtete ihm von Suko und den Conollys. Mein Vater freute sich, daß alle gesund waren. Schließlich erkundigte er sich auch nach Jane Collins.

Das gab mir einen Stich. Er merkte dies und wollte das Thema wechseln, doch ich erklärte ihm die genaueren Umstände, was mit Jane Collins geschehen war. Daß in diese Detektivin der Geist des Rippers eingedrungen war, sie zu einer anderen gemacht hatte und daß sie in den Reigen der Oberhexe Wikka aufgenommen worden war.

»Jane eine Hexe?«

»Leider.«

»Mein Gott.« Horace F. Sinclair schlug sich gegen die Stirn. »Das muß man sich einmal vorstellen. Könnte das mit jedem Menschen geschehen, John?«

»Sicher.«

»Auch mit dir?«

»Das will ich nicht hoffen. Zum Glück trage ich das Kreuz. Es schützt mich einigermaßen.«

»Ja, natürlich. Hast du mittlerweile herausgefunden, wo es herkommt und wieso man dich Sohn des Lichts nennt?«

»Nein, noch nicht.«

»Meinst du, daß es nicht langsam Zeit würde?«

»Natürlich. Aber das habe ich nicht zu bestimmen, Dad. Wirklich nicht. Es liegt, wie man so schön sagt, in der Hand des Schicksals, wie mein Kreuz nun reagiert oder nicht.«

»Hast du keinen Verdacht?«

»Schon.«

»Und welchen?«

»Erst einmal allgemein. Das Kreuz muß uralte sein. Ich nehme an, daß es aus den ersten Anfängen unserer Zeitrechnung stammt, als das Christentum noch in der Wiege lag.«

»Ja, das ist möglich. Darauf deutet auch der Begriff Sohn des Lichts hin.«

Überrascht schaute ich meinen Vater an. »Wieso? Weißt du etwas mehr, Dad?«

»Nein, das nicht. Es ist nur eine Vermutung. Hast du schon mal etwas von den Makkabäern gehört?«

»Ja, das war eine christliche Sekte.«

»So ungefähr. Sie lebte in den Anfängen der ersten Jahrhunderte. Und sie nannten sich Söhne des Lichts. Ich habe das gelesen, ob allerdings eine Verbindung zwischen ihnen und deinem Kreuz besteht, konnte ich nicht herausfinden.«

»Ist auch nicht schlimm. Ich werde da selbst mal schauen«, erwiderte ich und wurde nachdenklich. Es war wirklich interessant, was mir mein Vater gesagt hatte, und ich beschloß, mich in Zukunft darum einmal zu kümmern, falls es die Zeit zuließ.

Ja, die Zeit. Das war immer so ein Problem. Meine Gegner ließen mir einfach nicht die Ruhe, um Nachforschungen zu betreiben, was die Herkunft des Kreuzes anging. Deshalb mußte ich mich darauf verlassen, daß es irgendwann einmal zu einem Fall kommen würde, wo all dies mit hineinspielte.

Als ich gähnte, sagte mein Vater: »Leg dich hin, Junge, du hast eine lange Fahrt hinter dir! Und dann jetzt noch dieser Trouble, das hält kein Pferd aus. Wann willst du denn weg?«

»Gegen Mittag.«

»Dann wirst du auch ausgeschlafen sein.«

Ich verabschiedete mich von meinen Eltern. Auch Mutter machte

einen erschöpften Eindruck. Kein Wunder, sie hatte viel Arbeit gehabt, und um sie hatte sich schließlich alles gedreht.

Mein Zimmer im ersten Stock war frisch hergerichtet worden. Als ich die mit Blumen und Geschenken überladene kleine Halle im Erdgeschoß durchquerte, lief mir Helen, die schwarzhaarige Bedienung, über den Weg. Sie hatte sich inzwischen umgezogen, trug einen blauen Rock und eine weit geschnittene Bluse mit einem runden Ausschnitt. Ich blieb stehen. »Na, endlich Feierabend?«

»Ja, ein Glück. Ich bin auch geschafft, ehrlich.«

»Wollen Sie jetzt nach Hause?«

Sie lachte hell. »Nein, das würde schlecht gehen. Ich wohne etwa dreißig Meilen von hier. Ich schlafe bei einer Tante. Morgen muß ich wieder zurück.«

»Wohin denn?«

»Nach Walham.«

»Kenne ich nicht.«

Helen lächelte, und Grübchen erschienen auf ihren Wangen. »Walham kennt kaum jemand. Das Nest hat nicht mal einen Bahnhof, es liegt, wie wir immer sagen, am Ende der Welt.«

»Ja, so etwas gibt es. Und wie kommen Sie nach Walham?«

»Mit dem Bus.«

»Haben Sie kein Auto?«

»Als Studentin, die ihr Studium für ein Jahr unterbrochen hat, um zu arbeiten? Nein, einen Wagen kann ich mir nicht leisten. Ich fahre eben mit dem Bus oder auch mit der Eisenbahn.«

Die Kleine gefiel mir. Dieses Walham lag zwar nicht auf meiner direkten Route, aber mit so einer hübschen Begleiterin würde ich gern einen Umweg machen. »Wie wär's? Sie können mit mir fahren. Ich mache dann den kleinen Schlenker über Walham.«

»Das wäre toll.« Sie strahlte plötzlich. »Und wann fahren Sie los?«

»So gegen Mittag.«

»Gut, dann kann ich noch lange genug schlafen. Bis später dann.«
Sie winkte mir zu und verschwand.

Auch ich lächelte, denn ich freute mich über meine Begleiterin. Bestimmt konnte sie sich nett unterhalten. Schade, daß ich nicht noch Zeit hatte. Die Bettwäsche duftete wie früher, als ich noch zu Hause schlief. Es war zudem mein altes Bett. Ich zog mich aus, duschte noch kurz und legte mich lang.

Das war ein herrliches Gefühl. Mein altes Bett!

In den folgenden Stunden quälte mich kein Traum, keine Geister und Dämonen erschienen, ich schlief herrlich ruhig durch. Es war eine direkte Wohltat. Ich merkte auch nicht, daß die Sonne aufging und langsam höherwanderte, erst als meine Mutter das Zimmer betrat, schreckte ich hoch.

»Willst du nicht aufstehen, John?« Sie sagte die gleichen Worte wie früher, wenn sie mich weckte, damit ich zur Schule gehen konnte.

»Wie, was?« Ich war noch schlaftrunken und kam erst langsam zu mir, wobei ich mich aufrichtete.

»Aufstehen, Junge. Wir haben Mittag.«

Das war doch nicht möglich. Mit einem Sprung jagte ich in die Senkrechte und jumpete aus dem Bett. Daneben blieb ich stehen und schaute meine Mutter vorwurfsvoll an. »Warum hast du mich denn nicht früher geweckt?«

Sie lächelte spitzbübisch. »Ich dachte immer, du wärst erwachsen, John. Als Kind hast du dich oft genug beschwert. Nie wolltest du aufstehen. Erinnerst du dich nicht?«

»Sicher.«

»Und als Student habe ich dich dann am Wochenende schlafen lassen. Falls du überhaupt nach Hause gekommen bist.«

O je, da erinnerte sie mich an die schlimmsten Jahre meiner Sturm- und Drang-Zeit. Damals kannte ich schon Bill Conolly. Mit ihm hatte ich so manchen Zug gemacht. Beide hatten wir da noch nicht wissen

können, daß uns die Wege einmal wieder so dicht zusammenführen würden. Ich warf einen Blick auf die Uhr.

Es war genau drei Minuten vor zwölf. Meine Güte, hatte ich geschlafen, da bekam man direkt ein schlechtes Gewissen.

»Willst du frühstücken oder zu Mittag essen?«

»Direkt warm.«

Meine Mutter ging zur Tür. »Ach so«, sagte sie noch, als sie den Griff bereits in der Hand hielt. »Da ist Besuch für dich. Ein Mädchen, Helen, sie...«

»Richtig, ich wollte sie ja mitnehmen.«

»Ihr Bus fährt in einer halben Stunde...«

»Sag ihr, daß wir die Zeit noch einholen.«

Meine Mutter lächelte. »Wie du meinst, John.«

Ich duschte mich und spürte die Energie, die in meinem Körper steckte. Der Schlaf hatte gutgetan. Ungemein erfrischt fühlte ich mich. Mit dem Trinken hatte ich mich am Abend auch zurückgehalten, so daß ich keinen schweren Kopf hatte.

Ein Blick aus dem Fenster zeigte mir, daß es wieder warm war. Eine prächtige Sonne stand am Himmel und goß ihren goldenen Schein über die etwas tiefer liegenden Dächer der Häuser, die zum Ort Lauder gehörten.

Ich dachte an meinen Freund und Kollegen Suko. In London war das Wetter ebenfalls prächtig, nur mußte der Inspektor in unserem gemeinsamen Büro hocken und schwitzen.

Damit hatte ich nichts am Hut.

Ich stieg in die helle Leinenhose, zog das gestreifte Hemd über und nahm die leichte Jacke über den Arm. Die Reisetasche hatte ich bereits gepackt. Sie nahm ich ebenfalls mit nach unten, wo meine Eltern mit dem Essen warteten.

Sie hatten das Mädchen eingeladen, zu bleiben. Helen hatte gern angenommen, und sie bot in der Tat einen erfreulichen Anblick. Sie

trug eine weiße Hose, die an den Knien endete und über dem Oberkörper ein rotes Sonnentop, das von zwei dünnen Trägern gehalten wurde. Auf einen BH hatte sie verzichtet. Deutlich zeichneten sich die Umrisse des Busens unter dem dünnen Stoff ab.

Zur Kleidung gehörte noch eine weiße, leichte Leinenjacke, die über der Lehne eines leeren Stuhls hing.

»Sie haben ja lange geschlafen«, begrüßte sie mich und reichte mir die Hand.

»Ja, das tat mal richtig gut.«

»Bekommst du sonst so wenig Schlaf?« fragte mich meine Mutter besorgt.

»Es reicht aus.«

»Dann setz dich mal und iß.«

Sie konnte sich einfach nicht daran gewöhnen, daß ich inzwischen erwachsen war. Aber so sind Mütter nun einmal. Die Kinder bleiben für sie eben Kinder, auch wenn sie noch so alt sind.

Es gab Lammeintopf, der hervorragend schmeckte. Sie kannte noch meine Lieblingsgerichte, und sie freute sich, als ich so kräftig zulagte. Auch meinem Vater und Helen schmeckte es. Die beiden aßen um die Wette.

Ich erfuhr, daß Helen mit vollem Namen Cloud hieß. In Walham wohnte sie bei ihren Eltern. Das Studium hatte sie in Glasgow begonnen, und sie würde es auch dort fortsetzen, wenn das nächste Semester anfang. Der Platz war ihr sicher.

»Nachschlag?« fragte meine Mutter.

Ich nickte. Alle staunten, was ich so verputzen konnte, aber ich hatte in der Tat großen Hunger.

Nach dem Essen gab es Erdbeeren mit Eis. Auch davon schaffte ich noch eine Portion. Dann saßen wir zusammen und unterhielten uns. Über meinen Job sprachen wir nicht, dafür über Lauder und über meinen Vater, der hier zahlreiche Ehrenämter innehatte und auch in

den Stadtrat gewählt worden war.

»Er kann es eben nicht lassen«, beschwerte sich meine Mutter, lächelte jedoch dabei.

»Ich wollte, mein Vater wäre ebenso gewesen«, sagte Helen.
»Leider ist er tot.«

»Das tut uns leid«, sagte ich.

Das Mädchen hob die Schultern. »Es ist noch nicht lange her. Die Umstände waren schrecklich. Ich selbst habe auch nur davon gehört, weil ich mich auf einer Studienreise befand.«

»Wie ist er denn gestorben?« erkundigte ich mich. »Durch einen Unfall vielleicht?«

»Nein. Man munkelt etwas von einem Selbstmord.«

Für eine Weile schwiegen wir betroffen. Bis ich einen Blick auf die Uhr warf und damit zu verstehen gab, daß es Zeit für den Abschied war. Meiner Mutter ging es gegen den Strich. Ich sah das verräterische Glänzen in ihren Augen und tröstete sie mit den üblichen Worten.

»Ich komme euch ja wieder besuchen, keine Angst. Schließlich bin ich nicht aus der Welt.«

»Das sagst du immer.«

»War ich nicht gestern auch da?«

Mary Sinclair lächelte. »Darüber habe ich mich auch sehr gefreut, mein Junge.«

Meine Eltern brachten uns zum Wagen. Mutter umarmte mich, von meinem Vater bekam ich einen kräftigen Händedruck. Als wir abfuhr, winkten sie uns hinterher.

Helen Cloud meinte: »Ich finde es wunderbar, wenn man noch beide Eltern hat, John.«

»Da sagen Sie was, Mädchen, und ich hoffe, daß es auch noch lange so bleiben wird...«

Er hatte sich eine Leiter geholt und aufgestellt. Direkt neben die Erhängte. Als er die Leiter hochstieg und ihr Gesicht dicht vor dem seinen sah, zuckte er zurück.

Nichts war mehr von dem einst so hübschen Gesicht seiner Frau zurückgeblieben. Es war nur noch eine Grimasse, ein unförmiges Etwas, kaum mehr als menschlich zu bezeichnen.

Er hob den rechten Arm. In der Hand hielt er ein scharfes Messer mit Sägeklinge.

Dann schnitt er. Dabei keuchte er, denn die Fasern des Stricks waren verflucht zäh. James McMullogh preßte die Lippen hart zusammen, auf der Stirn glitzerte der kalte Schweiß, sein Atem roch nach Alkohol, und die Luft pumpte schwer durch seine Nase.

Ein letzter Schnitt, ein Ruck, der Strick riß, die Leiche polterte zu Boden. James blieb noch auf der Leiter stehen, starrte zuerst auf das Messer und dann auf seine am Boden liegende Frau. Er schüttelte sich und sah die schwarzen, fetten Fliegen, die über der Toten ihre Kreise zogen. Manche Flügel schimmerten grünlich, und er schlug mit den Händen nach den tanzenden Insekten. Für eine Weile konnte er sie verscheuchen, bis sie zurückkehrten und weiterhin ihre Reigen flogen. Dann stieg er von der Leiter. Das Messer warf er zu Boden und ließ es liegen.

Die Tote war auf die Seite gefallen. Wie eine Puppe sah sie aus. Von dem Gesicht war nichts zu erkennen, weil das Haar sich ausgebreitet und es verdeckt hatte.

Die schwerste Aufgabe stand noch bevor. Die körperlich schwerste, denn er mußte die Leiche die steile Stiege zum ersten Stock hinuntertragen.

Ein Kraftmeier war James McMullogh nie gewesen. Aus diesem Grunde fiel es ihm auch schwer, die Tote anzuheben und über die Schulter zu wuchten.

Er strengte sich sehr dabei an, schaffte es erst beim zweiten

Versuch und sank trotzdem in die Knie, als er das Gewicht auf seiner rechten Schulter spürte.

Mit wackligen Schritten durchquerte er den Speicher, auf dem die stickige Luft noch immer wie eine Wand lag. Er hatte das Gefühl, durch eine zähe Masse zu laufen, wahrscheinlich jedoch lag es an seiner eigenen Schwäche, daß er so reagierte.

Dann kam die Leiter. Es war schwierig genug, die Sprossen hinunterzusteigen. Fast wäre er ausgerutscht. Mit einem raschen Griff jedoch konnte er sich halten.

Seine Knie zitterten, als er nach unten ging. Die Arme der Toten pendelten, und eine Hand schwang immer dicht vor seinem Gesicht in die Höhe.

Er mußte daran denken, wie glücklich sie gewesen waren. Über fünfzehn Jahre waren sie verheiratet. Als junges Mädchen hatte James seine Gladys kennengelernt. Sie hatte in einem kleinen Ort an der englischen Westküste gewohnt, eine Landschönheit, wie die Städter sagten. Es hatte ihr nichts ausgemacht, mit ins kühlere Edinburgh zu gehen, ihre Liebe war zu groß gewesen. Dann hatten sie sich das alte Haus in Walham gekauft und es umgebaut. Für Gladys war damit ein Traum in Erfüllung gegangen.

Und jetzt war alles vorbei.

Selbstmord!

Weshalb hatte Gladys Selbstmord begangen? Diese Frage quälte ihn stark. Er versuchte verzweifelt darauf eine Antwort, war jedoch nicht in der Lage, eine zu finden. Auch hatte er sich Vorwürfe gemacht und darüber nachgedacht, ob er etwas falsch gemacht hatte, aber er war sich keiner Schuld bewußt.

Als er die Stiege hinter sich gelassen hatte, zitterten seine Beine so sehr, daß er die Tote am liebsten fallen gelassen hätte, doch er riß sich noch einmal zusammen und nahm Kurs auf die Treppe, die nach unten führte. Am Handlauf hielt er sich fest. Noch immer bebten

seine Knie, und er sprach flüsternd den Namen seiner geliebten und jetzt toten Frau aus. Als er das Erdgeschoß erreichte, ließ er die Leiche von der Schulter gleiten, setzte sie auf den Boden und drückte sie mit dem Rücken so gegen die Wand, daß sie sitzenblieb. Er konnte nicht mehr. Die Hitze und der Transport der Toten hatten ihn körperlich geschafft. Hinzu kam noch der seelische Druck.

Mit müden Beinen taumelte er in die Küche, öffnete den Kühlschrank und sah die Dosen mit Bier. Eine holte er hervor und riß den Verschluß auf. Der helle Schaum quoll durch die Öffnung, als er sie ansetzte und das kalte Getränk hastig in sich hineinkippte. Er schluckte kaum, sondern ließ das Bier einfach laufen, so einen großen Durst hatte er. Nachdem die Dose leer war, fühlte er sich ein wenig besser. Er stützte die Hände auf die Spüle und schaute aus dem Fenster nach draußen. Dort stand sein Wagen, ein Opel Caravan. Er hatte ihn bei der Ankunft nicht in die Garage gefahren, so daß der Wagen ziemlich günstig stand, um die Leiche im Fond zu verstauen.

Er wollte warten, bis sich die Dunkelheit oder zumindest die Dämmerung über das Land gesenkt hatte. So lange mußte er noch mit der Toten allein unter einem Dach bleiben.

In der Küche stand ein Stuhl. Erschöpft ließ er sich auf ihn sinken und streckte die Beine aus. Als er den Blick hob, konnte er durch die halb offenstehende Tür schauen und seine tote Frau in der Diele sehen. James McMullogh schüttelte sich. Er konnte diesen verzerrten Gesichtsausdruck nicht mehr ertragen, es brachte ihn fast um, und er trat gegen die Tür, so daß sie mit einem lauten Knall ins Schloß fiel. Das Grab ist schon fertig!

An diese Stelle des Abschiedsbriefes mußte er immer denken. Wer hatte es geschaufelt, wenn es bereits fertig war? Es gab in Walham einen Totengräber, er erledigte die Arbeit als Nebenjob, aber James konnte sich kaum vorstellen, daß dieser Mann für Gladys ein Grab

geschaufelt hatte.

Nein, das nicht.

Und noch etwas sollte er tun.

Ihr einen Pflock ins Herz schlagen!

Warum hatte sie so eine Forderung gestellt? Sie war tot und auch kein Vampir, den man auf diese Art und Weise von seinem untoten Dasein in den endgültigen Tod beförderte.

Rätsel über Rätsel. Und vor allen Dingen Rätsel, die blieben, denn er fand für sie keine Lösung. Der ganze Vorgang war so unwahrscheinlich, so unreal, daß er ihn überhaupt nicht richtig begriff. Die Gedanken und Vermutungen verwirrten ihn und zeichneten ein schiefes Bild. Es war so verschwommen und teigig, daß er irgendwann den Überblick verlor und auch nicht mehr weiter denken konnte. Die Natur forderte ihr Recht. James McMullogh fielen die Augen zu. Draußen wanderte die Sonne nicht nur weiter, sondern auch tiefer. Sie senkte sich dem westlichen Horizont zu und war schließlich nur noch als eine Halbkugel zu sehen, die weiterrutschte, so daß die Dämmerung Einzug halten konnte.

Irgendwann schreckte James McMuloigh hoch. Seine erste Reaktion, nachdem er die Augen aufgeschlagen hatte, war der Ruf nach seiner Frau.

»Gladys?«

James bekam keine Antwort, öffnete die Augen weiter, rutschte zur Seite, wollte sich abstützen und wäre fast vom Stuhl gefallen, denn er hatte nicht mehr damit gerechnet, wo er saß.

Erst als seine Hand den Boden berührte, schreckte er hoch. Sein Blick fiel zufällig auf die leere Bierdose, und sofort war die Erinnerung wieder da. Gladys war tot!

Ein grausames Schicksal hatte sie ihm genommen. Selbstmord. Er hatte sie in einer Schlinge hängend gefunden und nach unten getragen. Jetzt sollte er sie wegschaffen, auf einen Friedhof, sie zudem noch

pfählen und in ein schon ausgehobenes Grab legen.

Die Schatten der Dämmerung lagen über dem Ort und fanden auch ihren Weg in die kleine Küche.

James McMullogh erhob sich, öffnete die Tür und sah die Tote auf dem Boden hocken.

Sie war zusammengefallen, berührte zwar mit dem Rücken noch die Wand, doch sie hatte inzwischen eine Schräglage eingenommen, so daß sie irgendwann kippen würde.

McMullogh ging zur Haustür und öffnete sie. Da er genau wußte, was er zu tun hatte, wollte er nicht, daß irgendwelche Nachbarn ihm zusahen, wenn er seine tote Frau in den Kofferraum legte.

Von gegenüber hörte er Stimmen. Die Nachbarn hielten sich jedoch im Garten auf. Dort brannte auch Licht. James erkannte einen schwachen Schein, der seinen Weg um die Hausecke suchte.

Als er Schritte vernahm, drehte er sich um. Die Familie, die zwei Häuser weiter in der gleichen Reihe wohnte, kehrte von einem Spaziergang zurück. Ein älteres Ehepaar, sehr nett, normalerweise hätte James sich auch mit den Leuten unterhalten, heute ging es nicht. Er zog sich hastig zurück und warf die Tür zu. Mit dem Rücken preßte er sich gegen das Holz, als hätte er Angst, die beiden könnten von außen die Tür aufstemmen.

Die gingen jedoch vorbei. James hörte, daß sein Name fiel, dann verklangen die Schritte.

Er wartete noch zwei Minuten und öffnete abermals die Tür. James schaute nach draußen. Diesmal war die Luft rein. Keine Spaziergänger weit und breit, er konnte es riskieren. Er ging hastig die zwei Schritte zurück, wuchtete die Tote hoch, und bevor die Tür ins Schloß fallen konnte, stoppte er sie mit dem Fuß. Dann drehte er sich halb, winkelte das Knie an, stieß die Tür noch weiter auf und ging nach draußen. Als er schon das Haus verlassen hatte, fiel ihm ein, daß er die hintere Tür des Kombis noch öffnen mußte. Das

schaffte er nicht mit einer Toten auf dem Arm. Er legte sie deshalb nieder, holte aus seiner Hosentasche die Wagenschlüssel, schüttelte sie aus dem Bund, schaute sich abermals scheu um und öffnete die Klappe. Hastig stieß er mit dem Handballen darunter, damit sie auch schnell genug in die Höhe flog. Sofort hob er die Leiche an und legte sie auf die Pritsche im Fond.

Dann klappte er die Tür wieder zu. Der Knall hörte sich irgendwie endgültig an, und James schloß für Sekunden die Augen. Zudem hatte er auch ein schlechtes Gewissen. Er wußte genau, daß er falsch handelte, denn er hätte die Polizei informieren müssen. Die hätten erst vom vier Meilen entfernten Nachbarort kommen müssen, so war es schon besser, daß er die Beamten aus dem Spiel ließ und erst einmal den Letzten Willen seiner toten Frau erfüllte.

Die Jacke wollte er nicht erst aus dem Haus holen. So schnell wie möglich mußte er zum Friedhof fahren, lief an der rechten Seite des Wagens vorbei und schloß die Fahrertür auf.

»Sie haben es aber eilig, Mr. McMullogh!«

James stand steif, als hätte er einen Ladestock verschluckt. Die Stimme, die ihn da angesprochen hatte, kannte er. Sie gehörte einer Frau aus dem Nachbarhaus, einer aufgedunsenen, ordinären Person, von der böse Zungen behaupteten, daß sie mal Kassiererin in einem Bordell in Glasgow gewesen war, bevor ihr Vater ihr das Haus vererbt hat.

»Ja, ja, Mrs. Cavendish, ich muß noch mal weg.«

»Komisch.«

»Was ist komisch?« James' Herz klopfte plötzlich oben im Hals. Er hatte höllische Angst davor, daß Mrs. Cavendish etwas gesehen haben konnte.

»Ihre Frau, Mr. McMullogh. Ich habe sie schon seit Stunden nicht gesehen. Sie ist sonst immer im Garten.«

»Sie fühlt sich nicht wohl.«

»Ah, so ist das.« Die Matrone mit den gefärbten Haaren lachte breit. Ihr Gesicht wirkte in der Dunkelheit wie die Fratze aus einem Gruselkabinett.

James McMullogh hatte beschlossen, sich um die Frau nicht mehr zu kümmern. Er stieg ein und verfehlte zweimal das Zündschloß, so aufgeregt war er.

Als er es endlich geschafft hatte und der Motor ansprang, sah er, wie Mrs. Cavendish winkte. Für einen Moment war er drauf und dran, einfach Gas zu geben, dann riß er sich zusammen und kurbelte die Scheibe nach unten.

»Was ist denn noch?«

»Wenn Sie Ihre Frau sehen, bestellen Sie ihr schöne Grüße. Und sagen Sie ihr, daß wir bald alle kämen.«

James spürte, wie sich sein Magen verkrampfte. »Wie kommen Sie denn darauf?«

»Nur so.«

McMullogh schüttelte den Kopf, gab Gas und legte einen Kavaliersstart hin, über den er sich im nachhinein ärgerte, weil es wie eine Flucht aussah.

Die Worte der Frau gingen ihm auf dem Weg zum Friedhof nicht aus dem Kopf. Was hatte sie damit gemeint? Und vor allen Dingen, wußte sie vielleicht mehr, als sie zugegeben hatte?

Alles wies darauf hin. Der Mann beschloß, noch vorsichtiger zu sein. Er fuhr nicht schnell, da er nicht auffallen wollte. Betrieb herrschte nicht mehr. Wenn man in Walham von Betrieb überhaupt reden konnte, dann waren es zumeist Fußgänger, die unterwegs waren. Autos waren fast eine Seltenheit. Die Ziele innerhalb eines Ortes konnte man samt und sonders zu Fuß erreichen.

McMullogh suchte und fand seine Zigaretten. Er klemmte sich ein Stäbchen zwischen die Lippen und rauchte hastig auf Lunge. Angst hatte er, und er versuchte, sich durch den Qualm zu beruhigen. In

Walham brannten nur wenige Laternen. Meist vor den öffentlichen Gebäuden, zu denen auch die drei Pubs zählten. Die Scheinwerfer warfen ihre hellen Streifen auf die Straße, und in ihren Lichtbahnen tanzten unzählige Staubpartikel.

Fast hätte er die Abzweigung zum Friedhof verpaßt, denn wer fuhr schon diesen alten Schleichweg, der zu einem Totenacker führte, den man seit urlanger Zeit stillgelegt hatte.

Um diesen Friedhof rankten sich zahlreiche Geschichten und Rätsel. Man sprach von dem Geist eines Gehängten, der dort spuken sollte und auch von gefährlichen Selbstmörder-Ecken. Die älteren Einwohner machten einen Bogen um das Gelände, neben dem noch die Mauern der alten romanischen Kirche standen. Die Kirche wurde auch nicht mehr benutzt. Nach dem Mord an einem Küster - das Verbrechen schob man dem Geist in die Schuhe, und es war während der Messe passiert - hatte sich niemand mehr getraut, die Kirche zu betreten. Der Pfarrer hatte sämtliche christlichen Symbole entfernen lassen, das Kreuz wurde vom Turm montiert, und man baute ein neues Gotteshaus. Dies allerdings am anderen Ende des Ortes.

So erzählte es die Überlieferung, und McMullogh kannte die Geschichte von seinen Stammtisch-Besuchen.

Den Friedhof selbst hatte er schon mehrere Male betreten. Er gehörte zu den wenigen Zugezogenen, und Angst vor dem verwilderten Gelände hatte er nie gehabt. Im Gegenteil, dort konnte man herrlich und in Ruhe Spazierengehen, denn andere Menschen begegneten einem kaum. Ausgerechnet hier wollte Gladys begraben werden.

Eine Gänsehaut lief über den Rücken des Mannes, während er daran dachte, und die Gänsehaut blieb auch, als er das alte, hohe, zweiflügelige Eisentor im Licht der Scheinwerfer sah, das den Eingang des Friedhofs markierte.

Der rechte Flügel stand offen!

James McMullogh stieß pfeifend den Atem aus, als er dies erkannte. Er schüttelte den Kopf, damit hätte er nicht gerechnet, und ein böser Verdacht keimte in seinem Innern hoch.

Sollte er vielleicht nicht der einzige sein, der dem Friedhof in dieser Nacht oder an diesem Abend einen Besuch abstattete? War das ganze makabre Spiel vielleicht eine Falle für ihn, das irgendein unbekannter Regisseur inszeniert hatte?

Er stoppte und wollte den Motor schon ausstellen, als er es sich überlegte, den Wagen drehte und so hinstellte, daß er mit dem Heck zum Tor wies.

Dann stieg er aus.

Ein wenig Wind war aufgekommen. Abendwind, der von den Bergen in das weite Tal hineinfuhr und Kühlung nach dem heißen Tag brachte. Still war es nicht. Überall in den Büschen war ein geheimnisvolles Wispern und Zirpen zu hören. Keine menschlichen Laute oder Geräusche, die Tiere der Nacht stimmten ihr Abendkonzert an. Grillen und andere Insekten zirpten, und ihr Konzert - tagsüber kaum zu vernehmen - durchbrach die Stille der Nacht. Der Boden war weich. James' Schritte klangen gedämpft, als er um seinen Wagen herumschritt und auf den offenstehenden Flügel des Tors zuschritt. Daneben blieb er stehen. Sein Blick glitt über den Hauptweg, der im Laufe der Jahre so mit Unkraut zugewuchert war, daß James den Untergrund kaum erkennen konnte.

Verdächtige Personen konnte er nicht entdecken, so sehr er sich auch bemühte. Demnach blieb ihm nichts anderes übrig, als die Leiche zu holen.

Er öffnete die Heckklappe, schaute zu, wie sie in die Höhe schwang und beugte sich in den Wagen.

Es war zwar dunkel, aber im Wageninnern brannte die winzige Deckenlampe. Ihr Schein reichte aus, um erkennen zu können, daß sich das Gesicht der Toten verändert hatte. Noch schlimmer war es

geworden, die Hitze hatte ihr sehr zu schaffen gemacht. Es kostete den Mann Überwindung, die Tote auf seine Arme zu nehmen. Mit dem Kinn drückte er die Klappe zu, die schnackend wieder in das Schloß zurückfiel.

Zum zweitenmal ging er den Weg auf das Tor zu. Diesmal allerdings beladen mit einer Leiche, deren Arme rechts und links des Körpers nach unten hingen und wie zwei Zeiger pendelten.

Es wurde für James McMullogh ein schwerer, makabrer Gang. Er durfte auch nicht darüber nachdenken, was er da vorhatte. Gedanken, die sich um dieses Thema drehten, hatte er ausgeschaltet und weit von sich gewiesen.

Das Schicksal hatte brutal in sein Leben eingegriffen und einen einschneidenden Schnitt getan.

Er dachte kurz daran, wieso es kam, daß dieses alte Tor offenstand, doch sich genauer damit zu beschäftigen, kam ihm nicht in den Sinn. Er wollte seine Aufgabe endlich hinter sich bringen. Dabei wäre es besser gewesen, wenn er sich um das offenstehende Tor mehr Gedanken gemacht hätte.

So aber lief er mit seiner toten Frau dem Grauen direkt in die Arme. Über 200 Jahre war der Friedhof alt. Und seit genau 200 Jahren gehörte er zu den Geisterplätzen, die man lieber nicht aufsuchte. Die Atmosphäre dieses alten, verwilderten Totenackers war in der Tat seltsam. Die Luft schien mit Schattenwesen gefüllt zu sein, die beim Atmen in den Körper eindringen, in das Blut gerieten und ein ungutes Gefühl erzeugten.

Man betrat einfach eine andere Welt. Die Welt des Moders, der Vergänglichkeit, des Todes...

Überall schien sein Sinnbild zu lauern. Der grinsende Sensenmann, der mit seiner Waffe hinter jedem Busch oder Baum stand, um zuzuschlagen, falls sich ihm jemand näherte.

Der Weg hinter dem Eingangstor war einmal breit gewesen. Auch

jetzt besaß er noch die Breite, doch im Laufe der langen Jahre hatte sich das Unkraut ungemein stark vermehrt. Gras, Buschwerk, kleinere Bäume, darüber die großen, die ihre Äste und Zweige schützend vorstreckten, wobei sie sich gegenseitig berührten und ein Dach bildeten, das bis an das Ende des Wegs reichte.

Der Boden war weich, nachgiebig. Die Schritte federten, die Arme der Toten bewegten sich, wobei die Hände schon im hohen Gras verschwanden.

Lange Jahre hatte man auf diesem alten Friedhof die Toten begraben. Und das war auch zu sehen.

Die Menschen von Walham hatten sich in den früheren Jahren an ein bestimmtes Schema gehalten. Sie stellten, wenn die Toten bestattet waren, die Grabsteine nicht aufrecht hin, sondern legten sie schräg und flach auf die Erde, so daß sie wie gekippte Dachfenster wirkten. Und seltsamerweise hatte die Natur um die Grabsteine herum einen Wachstumsstopp eingehalten. Die Steine lagen frei. Kein Unkraut bedeckte sie, und das Moos hatte seinen Weg kaum über die grauen Platten gefunden.

Sie blieben so, wie man sie aufgestellt hatte. Ein Spiegelbild des vorletzten Jahrhunderts. Natürlich waren die Namen der Personen, die unter den Steinen begraben waren, nicht mehr zu lesen, aber das interessierte auch keinen. Hier stattete niemand den Toten einen Besuch ab.

Mit seiner makabren Last über der Schulter schritt der Vertreter weiter. Er atmete schwer und schnell. Das Gewicht auf seiner Schulter drückte. Die ineinander verfilzten Bäume und Büsche standen wie eine dichte grüne Wand. Sie ließen kaum Wind durch, da mußte schon ein Sturm kommen, um Kühlung zu bringen. Zudem hatten sie die Wärme auch gespeichert. Zusammen mit dem wilden Duft der Blüten und der Schwüle schien die Luft zu einem breiigen Etwas zu werden, das kaum noch zu atmen war.

James McMullogh verzog das Gesicht. Sein Mund stand offen. Pfeifend holte er Luft. Er hatte immer größere Schwierigkeiten, und es kostete ihn sehr viel Kraft, überhaupt auf den Beinen zu bleiben. Die Knie wollten nachgeben, sie zitterten, und mehr als einmal war er nahe daran, sich einfach fallen zu lassen.

Dann jedoch dachte er an den Letzten Willen seiner Frau und ging schwankend weiter.

Wo der Weg zu Ende war, dort mußte er hin, denn da lag das offene Grab, in dem seine Frau bestattet werden sollte.

Noch hatte er nicht einmal die Hälfte geschafft, und er wurde durch seine körperliche Mattheit gezwungen, eine Pause einzulegen. Schwankend blieb er stehen. Wie von selbst rutschte die Tote von seiner Schulter und fiel ins Gras. Befreit fühlte sich James plötzlich, und am liebsten hätte er sich neben die Tote gelegt, um zu ruhen. Ein paarmal holte er Luft, wobei er das Gefühl hatte, Warte einzuatmen. Vor seinen Augen drehte sich alles, wenn er sie schloß. McMullogh biß die Zähne zusammen. Er durfte jetzt nicht aufgeben, sondern mußte weitermachen.

Rechts sah er zwei Grabsteine. Sie lagen dicht nebeneinander. Anscheinend war in diesem Doppelgrab ein Ehepaar bestattet worden. Sein Blick fiel auf die grauen Steine, die etwas schräg im Boden lagen. Wäre er bei voller Konzentration gewesen, hätte er sich sicherlich darüber gewundert, daß er trotz der Dunkelheit die Grabsteine so gut erkennen konnte. Er sah zwar die hellen Flächen, doch er dachte über den Grund nicht nach. Den bekam er allerdings geliefert, denn plötzlich bewegte sich auf einem Grabstein etwas.

Es stieg von unten hoch, war erst nur ein helles Schemen, das sich innerhalb des Steingefüges drehte und dabei hin-und herwallte. Blaß und hell wurden die Grabsteine, und das seltsame Leuchten nahm plötzlich Gestalt an. Es formte sich zu einer Kontur. Aber nicht nur auf einem Grabstein, sondern auch auf dem zweiten daneben.

Etwas Unheimliches ging hier vor und stieg aus der Tiefe der Erde an die Oberfläche. Schemen, Nebel - Gesichter... Ja, es waren Gesichter, die sich innerhalb der beiden Grabsteine herauskristallisierten. Schreckliche Fratzen mit weit aufgerissenen Mündern und Augen. Ein Mann und eine Frau. Zwei häßliche Totengesichter, die James McMullogh anstarrten.

Er glaubte, verrückt zu werden. Ein unsichtbarer Ring aus Eis umschloß sein Herz, und als plötzlich über ihm in den dichten Baumkronen ein Käuzchen schrie, da war der Horror perfekt.

Der Totenvogel rief...

Wie ein Zeichen oder Startschuß hörte es sich an, denn im gleichen Augenblick öffneten sich die beiden Münder der Gesichter noch weiter, und die ersten, schrecklichen Schreie drangen aus ihnen hervor. Es waren die ewigen Schreie!

Manchmal ist es wie verhext. Da gibt es Tage, wo alles glatt läuft, und dann wieder hat man Pech auf der ganzen Linie. Von Pech auf der ganzen Linie konnte ich nicht reden, aber glatt lief es auch nicht. Irgend etwas war mit meinem Bentley nicht in Ordnung. Der Wagen fuhr zwar, aber die Lenkung vibrierte.

Das gefiel mir überhaupt nicht, und Helen Cloud merkte, daß ich nicht gerade die beste Laune hatte.

»Was ist mit Ihnen, John?« fragte sie.

»Mit mir nichts, aber mit dem Wagen.«

»Wieso, der fährt doch gut.«

»Klar, bis auf die Lenkung. Die gefällt mir gar nicht. Ich kann keine hohen Geschwindigkeiten riskieren.«

Sie lachte. »Auf diesen Straßen?«

»Hier geht es natürlich nicht. Nach der Grenze will ich auf die Autobahn, da sieht es schon schlechter aus.«

Helen begriff. Ihr Gesicht verdüsterte sich. »Was können wir denn

machen?«

»Nicht viel. Der Wagen muß in die Werkstatt, das ist alles.«

»Und wo?«

Ich lächelte schief. »Gute Frage, die ich direkt an Sie weiterreiche. Gibt es in Walham so etwas wie eine Werkstatt.«

»Nein, wo denken Sie hin?«

»Und wenn jemand seinen Wagen defekt hat?«

»Der macht es entweder selbst oder läßt sich in den Nachbarort fahren, oder er geht zum alten Savvy O'Rourke.«

»Wer ist das, bitte?«

»Mädchen für alles. Der repariert Autos, Nähmaschinen, Kühlschränke und Ackergeräte.«

»Das ist natürlich toll, aber eine Lenkung wird er wohl kaum einstellen können.«

»Das glaube ich auch.« Sie warf mir einen schrägen Blick zu. »Dabei haben Sie es eilig, wie?«

»Sagen wir so. Ich habe nicht eben übermäßig viel Zeit. Mein Job wartet.«

»Der muß ja toll sein.«

»Wieso?«

»Nun, ich habe gestern abend so einiges gehört. Die Leute reden ja viel.«

»Zuviel, meine Liebe.«

Helen schüttelte den Kopf. »Sie sind da schon etwas Besonderes, wie mir scheint. Die Sache mit Melina hat vielen die Augen geöffnet.«

»Das war Zufall.«

»Und warum nennt man Sie dann Geisterjäger?«

Ja, warum nannte man mich so? Den Namen hatten mir meine Freunde gegeben, weil ich mich schon seit Jahren mit Geistern, Dämonen und Wesen aus dem Schattenreich herumschlug. Ich war zu

einem erklärten Feind dieser Wesen geworden und stand auf der Abschußliste ganz oben. Was andere Leute im Kino erlebten und einen wohligen Schauer dabei bekamen, war für meine Freunde und mich Wirklichkeit geworden. Wir wußten, daß es Zombies, Vampire und Werwölfe gab, ganze Heerscharen von Monstren, andere Welten, fremde Dimensionen - alles war möglich, und wir hatten es hautnah erlebt.

»Sie sind so still, John.«

»Was soll ich denn sagen?«

»Meine Frage beantworten, zum Beispiel.«

»Es ist alles halb so schlimm, wie es immer von anderen erzählt wird.«

»Das glaube ich Ihnen nicht.«

»Ich kann es nicht ändern.«

Helen nahm sich eine Zigarette, steckte sie zwischen ihre blaß geschminkten Lippen und zog die Beine an. Während der Rauch aus ihren Nasenlöchern sickerte, sagte sie: »Ihr Vater ist verdammt stolz auf Sie, John. Ihre Mutter natürlich auch. Die hat sich unwahrscheinlich gefreut, daß Sie gekommen sind.«

»Ja, das habe ich gemerkt.«

»Sie sollten so etwas öfter machen.«

»Die Zeit läßt es nicht zu.«

Sie winkte ab. »Was ist schon Zeit, wenn es um den Besuch der Eltern geht. Ich wollte, ich hätte noch beide.«

»Ja, Sie sagten, daß Ihr Vater tot ist.«

»Selbstmord«, murmelte sie.

»Ich will ja nicht neugierig sein, aber hatte er einen Grund?«

»Nein, John, keinen. Und die anderen auch nicht.«

Ich verringerte das Tempo, weil wir in eine große Kurve einfuhren und uns ein Reisebus entgegenkam. »Das verstehe ich nicht. Wieso die anderen?«

»Mein Vater war nicht der einzige, der Selbstmord verübt hat.«

An diesem Tag war ich wohl begriffsstutzig, denn ich sagte: »Klar, es gibt viele Leute, die sich umbringen.«

»So meine ich das nicht. Ich spreche von Walham. Dort haben sich mehrere umgebracht.«

Das war natürlich etwas anderes. Unwillkürlich spannte sich mein Gesicht.

»Jetzt sind Sie überrascht, wie?« Sie warf mir einen schnellen Blick zu.

»Das bin ich in der Tat.«

»Wenn Sie bedenken, daß Walham nur ein Kaff ist, wo sich Hund und Hase Gute Nacht sagen, ist das schon ein Ding.«

»Und was sagt die Polizei?«

»Die gibt es bei uns nicht. Man hat die Toten begraben, glaube ich.«

»Wieso glauben Sie das?«

»Weil ich nie Beerdigungen erlebt habe, deshalb. Sie müssen in einer Nacht-und-Nebel-Aktion zum Friedhof geschafft worden sein. Und das ist schlimm.«

Jetzt war mein Mißtrauen geweckt. »Ist das nicht normal bei euch in Walham?«

»Nein, so klein der Ort auch ist, aber er hat zwei Friedhöfe. Einen normalen und einen«, jetzt senkte sie ihre Stimme, »und einen verfluchten.«

Wenn etwas nicht lief, dann richtig. Nicht nur die Lenkung spielte verrückt, alles deutete auch darauf hin, daß ich einen neuen Fall am Hals hatte.

Einen verfluchten Friedhof!

»Jetzt sind Sie sprachlos, wie?«

»Für einen Moment sicherlich.«

Helen reckte sich und drückte die Zigarette im Ascher aus. Mit fünf

Fingern fuhr sie durch ihr Haar, und dann lächelte sie hintergründig.

»Es ist schon gut, daß Sie mich nach Walham bringen.«

»Dann haben Sie extra darauf hingearbeitet?« folgerte ich.

»Ja, so kann man es nennen.«

»Und Sie wollen also, daß ich mir den Friedhof einmal ansehe.«

»Genau, John, darum wollte ich Sie bitten. Man nennt ihn den Selbstmörder-Friedhof.«

»Erzählen Sie mir davon.« Dieses Mädchen hatte es tatsächlich geschafft, meine Neugierde zu wecken. London lag plötzlich weit vor mir. Wenn es in diesem Ort und auf dem Friedhof tatsächlich nicht mit rechten Dingen zugeht, dann war das ein Fall für mich.

»Genaues weiß ich auch nicht, aber man spricht davon, daß der Geist eines ehemaligen Gehängten dort herumspukt. Vor über 200 Jahren hat man auf dem Friedhof und in der Nähe der alten Kirche Verbrecher aufgeknüpft. Während einer Nacht ist der Küster dann ermordet worden. Der Gehängte hing nicht mehr in der Schlinge, und als die Menschen aus der Kirche kamen, fanden sie die Leiche des Küsters. So ist es gelaufen, John.«

»Mehr wissen Sie nicht?«

»Nein, eigentlich nicht. Das andere müssen Sie sich schon von den alteingesessenen Bewohnern erzählen lassen. Der Friedhof wird auf jeden Fall gemieden, und das sicherlich aus guten Gründen, wie Sie sich denken können.«

Ja, das konnte ich. »Sind Sie sich denn völlig sicher, daß der Selbstmord Ihres Vaters mit diesem Friedhof in Verbindung steht?«

»Fast hundertprozentig. Sonst hätte ich Ihnen nicht davon berichtet. Ich will, daß Sie sich des Falls annehmen.«

»Und Ihre Mutter?«

»Sie war natürlich schockiert. Sie hat auch geweint. Allerdings kam sie mir ein wenig fatalistisch vor. Als wollte sie sagen: Da kann man sowieso nichts machen. Schicksal und so.«

»Dann rechnete sie damit?«

»Unter Umständen ja.«

Was mir Helen erzählte, war wirklich interessant, und ich hatte mich längst entschlossen, nicht nur den kleinen Umweg zu machen, sondern mich in Walham mal näher umzuschauen. Andere hätten gelacht, ich dachte anders über solche Erzählungen, denn die Erfahrung hatte mich gelehrt, daß oftmals Dinge in Bewegung gerieten, die normalerweise gar nicht passieren durften und mit dem menschlichen Verstand sich nicht vereinbaren ließen.

Wir fuhren durch eine typische südschottische Landschaft. Sie war lieblich zu nennen, nicht so rau, wild und zerklüftet wie im windgeschüttelten Norden. Sanfte Hügel, mal eine Bergspitze dahinter, herrliche Weiden, hin und wieder lagen wie hingeworfen Häuser zwischen den Hügeln, oder es glänzte matt und silbrig die Oberfläche eines Sees.

Da ich oft nach rechts und links schaute, fragte Helen Cloud mich:

»Gefällt es Ihnen hier?«

»Natürlich. Ich mag Schottland. Zwar bin ich in London geboren und aufgewachsen, aber meine Familie stammt aus dieser Gegend. Irgendwie fühle ich das. Es gibt unsichtbare Fesseln zwischen dem Land und mir. Die Landschaft gefällt mir einfach.«

»Da haben wir etwas gemeinsam.«

»Und nach dem Studium, was haben Sie da vor?« wollte ich wissen.

»Keine Ahnung. Auf jeden Fall möchte ich nicht nach London, sondern in Schottland bleiben. Mir geht es ebenso wie Ihnen.« Sie räkelte sich, bog den Rücken durch und schaute nach vorn. »Da, John, sehen Sie doch.«

»Wo?«

Helen deutete nach links. Ich mußte ihre Beobachtungsgabe bewundern. Erst jetzt sah ich die Qualmwolken, die sich düster und

träge durch die Luft wälzten und dabei lautlos über die Wipfel einiger Bäume glitten.

»Da brennt es.«

»Das ist aber noch nicht Walham«, sagte sie schnell. Nein, es war nicht Walham. Wir konnten es besser erkennen, als wir in die nächste Kurve einbogen. Der Polizeiwagen stand quer auf der Straße und markierte die Absperrung. Sein Warnlicht drehte sich auf dem Dach, uns blieb nichts anderes übrig, als hinter der Schlange der wartenden Fahrzeuge stehenzubleiben.

Die meisten Fahrer waren ausgestiegen. Auch mich hielt es nicht mehr im Bentley. An der Reihe der wartenden Wagen ging ich entlang und hörte die anderen Fahrer miteinander reden. Ich vernahm Worte wie Unfall, Explosion und Brand. Ein Polizist wollte mich mit barschen Worten zurückscheuchen.

Ich zeigte ihm meinen Ausweis so, daß die anderen ihn nicht sehen konnten. Der Mann wurde sofort freundlicher. »Was ist denn passiert?«

Er deutete zurück in die Qualmwolke. »Ein Tankwagen, Sir. Der Fahrer des Wagens war übermüdet. Da ist es passiert. Voll in den Graben und gegen mehrere Bäume. Die ganze Chose brennt.«

»Und wann sind die Löscharbeiten ungefähr beendet?«

Er hob die Schultern. »Das kann ich Ihnen beim besten Willen nicht sagen. Die Sache kann Stunden dauern.«

Stunden! Auch das noch. An diesem Tage blieb mir nichts erspart. Da schien sich alles gegen mich verschworen zu haben. Es sollte mir wohl nicht vergönnt sein, London rechtzeitig zu erreichen. Ich bedankte mich bei dem Polizisten und ging wieder zurück. Helen wartete neben dem Bentley. Hinter uns hatte ein VW-Bus angehalten. Eine Familie mit Campingausrüstung hockte darin. Der Fahrer schimpfte, die Kinder schrien, und die Mutter saß totenblaß auf dem Beifahrersitz.

»Was ist denn genau passiert?« fragte Helen. Ich erklärte es ihr. Ihre Augen wurden groß. Dann schüttelte sie den Kopf und holte tief Luft.

»Muß das denn sein, zum Henker?«

»Das nennt man Schicksal. Andere Frage. Wenn wir jetzt zurückfahren, können wir da vielleicht was abkürzen oder einen anderen Weg nach Walham nehmen?«

Helen Cloud schaute sich um. Wir befanden uns innerhalb eines Hochtals mit sanften Hängen und einer Mischwaldformation. Das Asphaltband der Straße durchschnitt dieses Tal wie eine graue Schlange. Die einzige Schlange, so weit mein Blick reichte. Es gab keine weiteren Straßen, die abzweigten.

Das sah trübe aus.

Helen untermauerte meine Ansicht. »Zurückfahren hat keinen Sinn. Wir müssen schon auf dieser Straße bleiben. Es sei denn, wir fahren quer durch das Gelände, aber ein Umweg kostet uns nicht nur Stunden, sondern auch Sprit.«

Da hatte sie recht. Hier standen wir zwar auch Stunden, konnten aber Benzin sparen.

»Also bleiben wie hier«, entschied ich. Die Wagentüren ließen wir offen, so daß Durchzug entstand, und ich fragte Helen über den Ort Walham aus.

So erfuhr ich, daß die Selbstmorde alle mit dem alten Friedhof zusammenhingen. Den Grund konnte mir Helen auch nicht sagen.

»Haben Sie nie danach gefragt?« wollte ich wissen.

»Nein. Das heißt ja, ich habe es nur hinterher aufgegeben, weil ich keine anständige Antwort bekam.«

»Wieso?«

»Die Leute trauten sich nicht, darüber zu reden. Wenn Sie mehr wissen wollen, müssen Sie meine Mutter fragen, John.«

»Vielleicht antwortet sie mir auch nicht.«

»Das ist möglich.«

»Wie es aussieht, muß ich in Walham übernachten. Gibt es dort ein Gasthaus oder ein Hotel?«

»Ja, aber sie können auch bei uns schlafen. Das Haus ist groß genug. Wo ich mein Zimmer habe, gibt es auch noch ein zweites.« Sie lächelte, und in ihren dunklen Augen stand ein seltsamer Glanz, den ich bei Frauen schon des öfteren gesehen hatte.

Ich überspielte alles mit einem Lachen. »Erst schaue ich mir mal den Friedhof an. Vielleicht komme ich dann gar nicht mehr zum Schlafen.«

An Helens Gesicht konnte ich ablesen, welche Gedanken sie beschäftigten. Sie ließ sie aber unausgesprochen. Fast zwei Stunden wurden wir aufgehalten. Als ein Räumfahrzeug den umgekippten Transporter endlich von der Straße holte, da neigte sich die Sonne bereits im Westen dem Horizont zu und wurde zu einem roten, glühenden Ball.

Nur allmählich setzte sich die Autoschlange in Bewegung, und endlich konnten auch wir fahren.

Die Familie hinter uns - sie kam aus Germany - hatte sich die gesamte Zeit über gestritten. Erst als es weiterging, hörten Vater, Mutter und Kinder auf.

Mit denen wollte ich auch keinen Urlaub machen.

Nach einigen Schwierigkeiten erreichten wir den kleinen Ort Walham, auf den ich inzwischen mehr als gespannt war.

Typisch schottisch. Die meisten Häuser bestanden aus grauen Steinen, so wie man sie hier in der Gegend abbaute. Ich sah allerdings auch ein paar Holzhäuser, die nach Schema F errichtet waren. Wochenendhäuschen für streßgeplagte Großstädter.

»Wie muß ich jetzt fahren?«

»Biegen Sie mal in die nächste links.«

Das tat ich auch. Die Straße war schmal. Sie besaß weder Pflaster

noch Asphalt. Der begann erst fünfzig Yards später, war aber aufgerissen und zeigte Schlaglöcher.

Die Dämmerung kam. Ich hatte das Gefühl, als würde die Sonne von ihr immer weiter nach vorn und auch tiefer geschoben. Helen Cloud wohnte im letzten Haus an der Straße. Dahinter begannen Gärten und Wiesen, auf denen ich friedlich weidende Schafe sah.

»Ist es hier immer so still?« fragte ich, als ich den Wagen vor dem Haus mit den hell gestrichenen Fensterrahmen stoppte und die Tür öffnete.

»Klar, hier liegt der Hund begraben.«

Das schien mir auch so.

Auf dem schmalen Gehsteig blieb ich stehen. Eine wirklich seltsame Stille lag über dem Dorf, und ich atmete direkt auf, als ich in der Ferne das Kläffen eines Hundes hörte.

Ich sah Helen neben mir. Unsere Körper berührten sich. Sie legte ihre Hand auf meinen Arm. »Was gibt es?«

Sie hob die Schultern. »Das ist seltsam. Meine Mutter wäre längst an die Tür gekommen und hätte uns begrüßt.«

»Vielleicht ist sie weggegangen.«

»Wohin denn?« Helens Stimme klang erstaunt.

»Zum Grab Ihres Vaters.«

»Nein, dahin geht man nicht.«

»Sie meinen den Friedhof?«

»Genau.«

Bevor Helen noch etwas sagen konnte, hatte ich die Initiative ergriffen und durchquerte den schmalen Vorgarten, in dem kleine Rhododendronbäume dicke, violette Blüten zeigten.

»Warten Sie, ich habe einen Schlüssel.« Helen kam mir nach und schloß die Haustür auf.

Warme Luft schlug uns entgegen. Im Haus rührte sich nichts. Es war still. Mrs. Cloud schien wirklich nicht da zu sein.

»Mutter?« Helens Stimme hallte durch das Haus. Sie mußte auch in der ersten Etage zu hören sein, aber dort rührte sich ebenso wenig etwas wie im Erdgeschoß.

Das war seltsam. Ich schritt langsam durch die Diele. Helen öffnete alle Türen unten und schaute in die Zimmer hinein. Ihr Gesicht wurde dabei zusehends ratloser, ein Zeichen, daß sie ihre Mutter nicht gefunden hatte.

»Wo kann sie nur sein?« fragte sie mich.

Eine konkrete Antwort wußte ich auch nicht, deutete die schmale Treppe hoch und erwiderte: »Möglicherweise hat sie sich hingelegt. Wir sollten nach oben gehen.«

Das taten wir auch. Die Treppe war mit einem grünen Läufer belegt. Die Stufen darunter bestanden aus Holz, so daß unsere Schritte dumpf klangen, als wir nach oben schritten. Wir erreichten einen schmalen Flur, von dem drei Türen abzweigten. »Wo schläft Ihre Mutter?« wollte ich wissen.

Helen deutete nach links. Bevor sie die Zeichensprache in die Tat umsetzen konnte, hatte ich die Tür schon geöffnet. Der Raum dahinter lag im Halbdunkel, da die Rollos heruntergelassen worden waren.

Rechts befand sich das Doppelbett.

Auf der linken Hälfte lag eine Gestalt. Sie schlief nicht. Letztes Tageslicht fiel durch die nicht ganz dichten Läden und malte blasse Streifen auf den Körper, der seltsam grotesk wirkte in seiner verkrampften Lage. Das hatte seinen Grund.

Mrs. Cloud hielt mit den Fingern der rechten Hand den Griff eines Messers umklammert, dessen Spitze in ihrer Kehle steckte...

Es war ein Schock!

Irgendwie hatte ich damit gerechnet, daß wir Mrs. Cloud nicht lebend vorfinden würden, nach allem, was mir Helen berichtet hatte, aber daß es auf diese Weise geschah, machte mich fertig.

Ich stöhnte auf und drehte mit hastig um, denn ich dachte an Helen, der dieser Anblick sicherlich einen noch schwereren Schock versetzen würde.

Gleich würde sie durchdrehen.

Dann schrie sie. Markerschütternd, gellend. Und sie legte all ihre Panik und das Entsetzen in diesen Schrei. Es schüttelte sie regelrecht durch. Sie schlug mit den Händen, und ich sorgte dafür, daß sie nicht mehr auf der Türschwelle stehenblieb, sondern drängte sie in die Diele zurück, denn dieser Anblick sollte ihr zukünftig erspart bleiben. Ich stand vor ihr und überragte sie um fast eine Kopfeslänge. Sie hatte den Kopf zurückgelegt, starrte mich an, doch ich war sicher, daß sie mich gar nicht wahrnahm.

Ihr Blick glitt ins Leere.

Sekundenlang zitterte ihr Schrei durch das Haus, bis sie sich nach vorn warf und damit auch gegen mich. Wie eine Ertrinkende klammerte sie sich an mir fest, barg ihren Kopf an meiner Schulter und ich ließ sie. Sie mußte sich jetzt einfach abreagieren. Ihr Schreien verstummte bald, es mündete in einem trockenen Schluchzen und Weinen. Meine Hände lagen auf Helens Rücken. Er zuckte, wenn sie wieder von einer Schluchzwoge übermannt wurde, und wir blieben in der stickigen Diele stehen wie zwei Statuen.

Dabei überschlugen sich in meinem Kopf die Gedanken. Helen hatte mir von dem Selbstmord ihres Vaters erzählt. Jetzt war auch ihre Mutter gestorben. Ebenfalls durch einen Selbstmord?

Eigentlich ja, denn alles deutete darauf hin. Trotzdem war ich mißtrauisch. Da kam der Polizeibeamte wieder in mir durch. Ich glaubte es erst hundertprozentig, wenn ich es von den Spezialisten bestätigt bekam.

Andererseits dachte ich an den Friedhof der Selbstmörder. Nicht umsonst wurde er so genannt. Und dieser Friedhof schien ein schreckliches Geheimnis zu bergen, das Menschen dazu trieb, sich

selbst umzubringen.

In diesem Augenblick schwor ich mir, das Rätsel zu lösen. Koste es, was es wolle.

Helen schluchzte noch immer. Sie schüttelte dabei den Kopf, aber das Weinen war schon leiser geworden. Ein Zeichen, daß sie den ersten Schock überwunden hatte.

Ich drückte sie von mir und senkte den Blick. Dabei schaute ich in ein verquollenes Gesicht. Ein paarmal zog sie die Nase hoch.

»Geht es Ihnen jetzt etwas besser?« erkundigte ich mich besorgt. Sie nickte.

»Kommen Sie, wir gehen nach unten.«

Helen schüttelte den Kopf und zog die Nase hoch. Ich gab ihr ein Taschentuch, etwas anderes konnte ich im Augenblick nicht für sie tun. Sie schneuzte ihre Nase und fragte mit erstickt klingender Stimme:

»Warum hat sie das getan?«

»Ich weiß es nicht.«

»Erst... erst Vater, jetzt sie. Das begreife ich nicht. Da muß es doch etwas geben...«

»Bestimmt gibt es das.«

»Der Friedhof. Dieser verdammte Friedhof, das ist es«, sagte sie mit kaum verständlicher Stimme. »Ich weiß das, ich habe es immer gewußt, es ist so schlimm.«

»Ich werde mir den Friedhof einmal ansehen«, sagte ich und gab meiner Stimme einen festen Klang.

»Sie müssen mich mitnehmen.«

»Nein, Helen, das ist zu gefährlich. Bleiben Sie hier. Es ist besser für Sie.«

»Ich kann nicht in dem Haus bleiben...«

»Das brauchen Sie auch nicht. Sie können im Wagen sitzenbleiben. Einverstanden?«

»Ja... ja...«

»Dann wollen wir jetzt gehen.« Ich legte meine Hand auf ihre Schulter und drückte sie herum in Richtung Treppe. Im gleichen Augenblick hörten wir unten, wie die Tür aufschlug.

Sofort blieb ich stehen und drückte Helen hinter mich. Jemand war gekommen.

Wer?

Stimmen klangen unten auf. Sie hörten sich dumpf an. Das waren mindestens zwei Männer, die das Haus betreten hatten. Eine zweite Tür schlug, dann sagte jemand: »Sie muß oben liegen. Wir holen sie ab.«

»Ja, ja, das Grab ist fertig.« Es folgte ein hohles Kichern, das auch Helen gehört hatte, denn eine Gänsehaut rann über ihren Rücken, und sie preßte sich fest an mich.

Ich war noch einen Schritt vorgegangen, konnte neben dem Handlauf in die Tiefe schauen, und sah jetzt auch die Personen, die das Haus betreten hatten.

Es waren nicht zwei, sondern drei. Und einen Herzschlag später erklangen ihre dumpfen Schritte auf der Treppe...

Sie sangen den Begrüßungschor für die Tote!

Die beiden Gesichter auf den Grabsteinen waren zu schrecklichen Fratzen geworden. Sie hatten die Mäuler weit aufgerissen, so daß McMullogh hineinschauen konnte in zwei Schlünde, die wie gefährliche Tunnels wirkten und bis in die Tiefe des Grabes zu reichen schienen. Noch nie im Leben hatte er diese Schreie gehört. Die Toten schrien, sie riefen die Lebenden, sie mahnten sie, und die Schreie endeten in einem Heulen, das schaurig über den unheimlichen Friedhof rieselte. McMullogh schüttelte den Kopf. Sein Gesicht verzerrte sich ebenfalls, er hob die Arme und preßte beide Handballen gegen seine Ohren. Er wollte die Schreie nicht

hören, doch so hart konnte er nicht zudrücken, die Rufe der Toten erreichten ihn weiterhin, nur klangen sie gedämpft. McMullogh wankte zurück. Wie hypnotisiert wurde sein Blick von den beiden Grabsteinen angesaugt. Er sah genau, daß sich die Gesichter bewegten, allerdings langsam, so als hätte man den schrecklichen Fratzen Gummimasken aufgesetzt und unsichtbare Hände würden immer daran ziehen. Es war grauenhaft.

Der bedauernswerte Mann erlebte eine Hölle und einen Horror wie nie zuvor in seinem Leben.

Er dachte nicht mehr an seine tote Frau, sondern wankte zurück, allerdings nicht auf das Friedhofstor zu, sondern in die entgegengesetzte Richtung, tiefer hinein in den unheimlichen Totenacker und immer den Weg entlang, wo rechts und links die Grabsteine auf dem Boden lagen und sich veränderten.

Die ersten Schreie schienen gewissermaßen ein Startschuß gewesen zu sein, denn nun erschienen auch auf den anderen Grabsteinen die schrecklichen Gesichter der Toten.

Uralte Fratzen, maskenhaft verzerrt, so stiegen sie aus der Tiefe ihrer Gräber.

Grauensvolle Gesichter mit aufgerissenen Mäulern, aus denen jetzt ebenfalls die ersten Schreie drangen.

Sie vermischten sich mit den ersten zu einem höllischen Konzert, das wie eine Melodie des Teufels über den nachtdunklen Friedhof jagte, in jede Ecke und in jeden Winkel drang, so daß die Schreie überall gehört wurden.

Man begrüßte die Neue...

Sie sollte ebenfalls eingereiht werden in den Kreislauf der schreienden Toten, der Selbstmord-Friedhof forderte seinen Tribut, ein unheimlicher Geist hatte sich befreit und die Toten zum Schreien gebracht. Als einziger Lebender befand sich James McMullogh auf dem Totenacker. Er hatte gedacht, nichts mehr an Grauen oder

Horror erleben zu können, nachdem er seine Frau aufgehängt gefunden hatte, aber das hier war noch schlimmer.

Die Toten ließen ihm einfach keine Ruhe. Ihre Schreie stachelten ihn noch mehr an, die Angst in ihm wuchs, und er glaubte, wahnsinnig zu werden.

Irgendwann blieb er stehen. Auch die Hände sanken nach unten, so daß die Schreie wieder so grell in seinen Ohren klangen, daß er glaubte, sein Gehirn würde platzen.

Der Wind hatte zugenommen. Er fuhr durch die Kronen der alten Bäume. Da die Schreie so laut gellten, übertönten sie auch das Rauschen des Windes, und James McMulloch bekam nur mit, wie die Äste und Zweige in einer gespenstischen Lautlosigkeit schwangen und wie dunkle Wolken hin-und herglitten. Für James bewegten sie sich im Takt dieser höllischen Schreie, sie begleiteten die Melodie und tanzten einen gespenstischen Totenreigen.

Dieser Friedhof war dem Jenseits geweiht, er war verflucht, und James hielt es nicht länger aus. Er fiel auf die Knie, auch sein Mund öffnete sich, und die ersten Schreie drangen über seine Lippen, wobei sie sich mit denen des unheimlichen Totenchors vermischten.

»Neiinnnn!« brüllte er verzweifelt. »Neiinnnnü!« Er stopfte sich wieder die Ohren zu, doch es hatte keinen Sinn.

Die Schreie nahmen nicht ab, sie würden weiter über den Friedhof gellen, bis irgendein Ereignis eintrat, das sie stoppte. Seltsamerweise mußte James McMulloch trotz seiner Panik daran denken, und er wunderte sich auch, daß sein Gehirn noch klar arbeitete und daß er unterscheiden sowie differenzieren konnte. Er wußte auch nicht, wie es kam, daß er plötzlich die Idee hatte, auf jeden Fall stemmte er sich auf seiner knienden Haltung hoch und wankte dorthin zurück, wo auch seine Frau lag.

Er schaute nicht nach links und rechts, wollte die verzerrten Fratzen erst gar nicht sehen und war nur auf seine tote Frau fixiert. Er mußte

ziemlich nahe an sie herankommen, so daß er sie in der Dunkelheit erkennen konnte.

Sie befand sich noch dort, wo er sie abgelegt hatte. Doch etwas hatte sich verändert.

Ihr Mund war so weit aufgerissen, daß sie sich fast die beiden Kiefer ausrenkte. Aus dem Rachen drangen gellende, schaurige Schreie...

Sie also auch!

James konnte es nicht fassen. Wie erstarrt blieb er neben seiner Frau stehen, die sich durch ihre makabren Schreie in den gräßlichen Reigen der Toten eingefügt hatte.

Sie lag halb auf der Seite, und ihr seltsam bleiches Gesicht bewegte sich ebenso wie das der anderen Toten, deren Fratzen er auf den Grabsteinen gesehen hatte.

Der Mund öffnete sich und klappte zu. Die Winkel zuckten, die Haut wurde straff und schien von den Knochen platzen zu wollen. Wie kleine Kugeln lagen die Pupillen in den Augenhöhlen, und immer wieder drangen diese spitzen und stoßweise ausgedrückten Schreie aus dem Mund der Toten.

Wieso? Warum auch Gladys?

Verzweifelt stellte sich James McMullogh diese Frage, doch er kam zu keinem Resultat. Die Antwort wollte sich nicht finden lassen, und abermals dachte er an die Hinterlassenschaft seiner Frau. Sie wollte begraben werden. In einem Grab, das bereits für sie geschaufelt war.

Und noch etwas kam ihm in den Sinn. Er, James, sollte seiner toten Frau einen Pflock durch die Brust ins Herz stoßen! Hörten die Schreie dann vielleicht auf? War das eventuell das Rätsel dieser schreienden Toten? James wunderte sich wieder einmal, wie klar er in dieser Extremsituation denken konnte. Er hatte sich mit dem

Schrecklichen abgefunden, und er wollte alles so schnell wie möglich hinter sich bringen. Gladys schrie auch weiterhin. Der Mund schien sich überhaupt nicht mehr schließen zu wollen, sie hatte ihn aufgerissen, und James konnte in ihren Rachen schauen wie in einen Schlund.

An einem Grab, wo er auf der Platte ein verzerrtes Gesicht sehen konnte, schritt er vorbei. Sein Ziel war ein Laubbaum, dessen Äste ihm kräftig genug aussahen. Einer davon hing über ihm, und er brauchte nur seine Arme auszustrecken, um den Ast mit den Händen zu fassen. Kräftig zog er daran, das Holz splitterte, der Ast brach, und James wäre fast noch gefallen, konnte sich im letzten Moment allerdings fangen und auf den Beinen halten. Dabei geriet er mit dem linken Fuß auf den Grabstein, wo auch das verzerrte Gesicht zu sehen war. Als James es sah, erschrak er, aber er spürte den gleichen Widerstand, der ihm entgegengebracht wurde, wenn alles normal gewesen wäre. Das Erscheinen des Gesichts hatte die äußere Form des Steins nicht verändert.

Mit dem Ast in der Hand fiel er neben der Leiche seiner Frau auf die Knie. Ein Taschenmesser trug er immer bei sich. Er holte es hervor, zog die Klinge heraus, schaute sie einen Moment an, nahm den abgebrochenen Ast und begann damit, ihn an der Bruchstelle anzuspitzen. James McMollugh erinnerte sich dabei an seine Jugendjahre, wo er noch bei den Boy Scouts - Pfadfindern - gewesen war. Dort hatte man ihnen beigebracht, wie man einen Ast anspitzte. So einiges davon war noch hängengeblieben.

Trotz der Angst arbeitete er schnell und auch geschickt. Seine tote Frau wurde von den wegfliegenden Spänen getroffen. Einige verschwanden in ihrem Rachen, was allerdings ihre Schreie nicht beeinträchtigte. Die drangen weiter aus dem offenen Mund und malträtierten die Nerven des Mannes.

James war fest entschlossen, ihrem allerletzten Wunsch

nachzukommen. Er würde ihr den Pfahl durch die Brust stoßen, und zwar dort, wo auch das Herz sitzt.

Da kannte er kein Pardon.

Weißgelb stach die Spitze auf der dunklen Rinde hervor. Mit der Klinge hatte James sie so zugespitzt, wie es eben möglich war. Wenn er damit über seine Haut fuhr, blieb eine kleine Wunde zurück. Der Pfahl würde auch in den Körper dringen, wenn er genügend Kraft einsetzte!

Er steckte seine Waffe in den Gürtel und stand auf. Für einen Moment blieb er in gebückter Haltung, holte noch einmahl tief Luft, packte die Tote unter und hievte sie in die Höhe. Beim Hochstemmen hatte er Schwierigkeiten: sein Gesicht verzerrte sich, die Lippen bildeten einen Strich, wobei die Augen etwas aus den Höhlen quollen. Dann aber stand er und konnte die schreiende Tote über seine Schulter werfen. Ein schauriges Bild. Er trug eine Leiche, die noch schrie. So etwas hatte er noch nie erlebt. Wenn ihm dies jemand gesagt hätte, er hätte ihn für verrückt erklärt vor einigen Tagen, als noch alles normal gewesen war. Wer tot ist, ist tot. Diese Meinung hatte er bisher immer vertreten, doch nun wurde er eines Besseren belehrt. Auch Tote konnten leben. Sie schrien und ächzten, artikulierten sich auf diese makabre Art und Weise. Schwer stapfte er den Weg entlang, begleitet von den Schreien der auf den Grabsteinen zu sehenden Gesichter. Aber sie waren leiser geworden, der makabre Chor hatte sich abgeschwächt und war in einen schaurigen Singsang verfallen, der in seiner Monotonie an das Ritual einer Totenmesse erinnerte.

Noch immer wehte der Nachtwind über den alten verlassenem Friedhof. Er bog die Zweige der Bäume zum Weg hin, sie neigten sich, und der einsame Wanderer hatte das Gefühl, als wollten sie ihn allein begrüßen und ihn mit seiner toten Frau willkommen heißen im Land ohne Wiederkehr.

Seine Schritte wurden schleppender, aber er gab nicht auf, denn es konnte nicht mehr lange dauern, bis das Ziel erreicht war. Das letzte Grab in der Reihe. Es mußte offen sein. Und es war offen!

Er sah es auf der rechten Seite. Neben dem Grab wölbte sich ein brauner Hügel, den der unbekannte Schaufler hinterlassen hatte. Das Grab selbst besaß eine normale Länge und auch eine völlig normale Tiefe. Es unterschied sich in nichts von den anderen Gräbern in der langen Reihe, nur daß dieses noch keinen Stein besaß. Zudem war es nicht zuzugeschaufelt.

James McMullogh ließ seine tote Frau von der Schulter gleiten. Sie schlug mit dem Rücken auf den Boden, wobei aus ihrem offenen Mund ein Geräusch drang, das an ein hohles Pfeifen erinnerte. James zuckte erschreckt zurück.

Neben dem Grab lag sie. Die Augen waren verdreht. Irgendwie starr und anklagend blickten sie in Richtung Himmel. Ein leerer, ein toter Blick. Aus der Mundhöhle drangen die röchelnden Laute. Manchmal krächzend, dann wieder schriller.

Das Totenkonzert der anderen war auch leiser geworden. Aber die schaurige unheimliche Melodie brach nicht ab. Sie schwebte weiterhin über den alten Friedhof und vereinigte sich mit dem Wind, der die Untermalung bot.

James McMullogh winkelte seinen Arm an. Die Finger umschlossen den Holzpflöck. Für einen Moment verzerrte sich sein Gesicht im unteren Teil. Er zog die Lippen zurück und entblößte die Zähne zu einem häßlichen Grinsen.

Darin lag alles, was er in diesem Augenblick empfand. Haß, Abscheu, Widerwillen.

»Ja«, flüsterte er heiser und rau. »Ich werde dir deinen verdammten Letzten Wunsch erfüllen. Ich bringe dich noch einmal um. Diesmal endgültig, so wie du es haben wolltest.« Bei den letzten Worten versiegte seine Stimme, da es heiß die Kehle hochstieß.

Tränen verschleierten seinen Blick, die Mundwinkel zuckten, und es war zu spüren, wie schwer es ihm letzten Endes fiel, das zu tun, was sein mußte. Aber es gab kein Zurück!

Noch schrie sie.

Noch drangen gräßliche Laute aus ihrem Mund. Aber das würde aufhören. Sie sollte in das kühle Grab geworfen werden. Sie sollte... Seine Gedanken brachen ab. Er überwand seinen inneren Schweinehund, den letzten Rest von Gefühl, der noch vorhanden war und ihn an seiner Tat hindern wollte.

»Jetzt!« keuchte er.

In diesem Augenblick geschah es. Urplötzlich war die Knochenhand da, und sie umklammerte mit eisernem Griff sein rechtes Gelenk...

Sie waren zu dritt!

Wir nur zu zweit. Und ich zweifelte daran, daß mir Helen Cloud eine Hilfe sein würde, sollte es zu einer Auseinandersetzung kommen. Auch sie hatte die Männer unten gehört, schaute mich fragend an, und ich schüttelte den Kopf, wobei ich sie allerdings vorschob, so daß sie zwischen den Handläufen in die Tiefe schauen konnte. Helen verstand. Von dieser Stelle aus konnte sie zwar nicht die gesamte Etage überblicken, aber einen Teil, so daß sie auch die Männer erkennen konnte.

Sofort zuckte sie wieder zurück.

»Was ist?« fragte ich leise und zog sie weiter in den kleinen Flur hinein.

»Die kenne ich.«

»Und?«

»Es sind Männer aus dem Ort.«

Das hatte ich mir gedacht. Ich konnte mir auch denken, was sie wollten, sprach aber über dieses Thema nicht, denn ich wollte erst

abwarten, ob sich meine Vermutung auch bestätigte.

»Und was machen wir jetzt?« Helens Stimme klang nach wie vor sehr leise, jedoch war die Angst deutlich herauszuhören.

»Wir lassen sie erst einmal hochkommen«, erwiderte ich. Sie nickte.

Die Männer kamen. Den ersten Absatz hatten sie bereits hinter sich gelassen und gingen jetzt die noch fehlenden Stufen hoch. Wir konnten sie sehen, sie sahen uns, und sie blieben stehen, als wären sie vor eine Mauer gelaufen.

So hatte ich Zeit, mir die Leute anzusehen.

Es waren kräftige Männer im besten Alter. Sie trugen einfache Hemden und Hosen. Bei einem sahen die roten Hosenträger aus wie kräftige Blutstreifen.

Der Mann schien der Anführer zu sein. Auf seinem Kopf wuchs fast kein Haar mehr, sein Gesicht war schwammig, die Nase ein Fleischklumpen, und er musterte uns mit harten Augen.

Mich übersah er, denn er sprach Helen an. »Warum bist du gekommen?«

»Das geht Sie nichts an!«

»Doch.« Er ging weiter vor, ließ die letzten drei Stufen hinter sich und blieb vor uns stehen. »Es wäre besser gewesen, wenn du dageblieben wärst.«

»Und warum?« fragte ich. »Haben Sie etwas zu verbergen, Mister?«

Er drehte seinen Kugelkopf und schaute mich an. Zum erstenmal schien er mich überhaupt wahrzunehmen, aber es war beileibe kein freundlicher Blick, mit dem er mich bedachte. »Was suchst du hier?« fuhr er mich an.

»Wer bist du?«

»Ein Freund von Helen!«

»Okay, Mac. Dann halte dich hier raus und verschwinde so schnell,

wie du gekommen bist. Nimm Helen mit, es ist das beste für euch, das kann ich dir raten.«

»Ich möchte aber wissen, was gespielt wird!« blieb ich stur.

»Das geht Fremde einen Dreck an. Wo ist die Tote?« Er wollte an mir vorbei auf das Zimmer zu, und auch die anderen beiden Männer setzten sich in Bewegung, doch dagegen hatte ich etwas. Ich streckte meinen rechten Arm aus, und der Glatzkopf verstand. Er blieb stehen. Sekundenlang musterten wir uns, dann fragte er: »Willst du Ärger, Junge?«

»Mr. Garner, bitte«, mischte sich Helen ein. »Wir sollten uns wirklich friedlich...«

»Halt deinen Mund, Mädchen. Was getan werden muß, haben wir nicht zu bestimmen.«

»Und was ist es?« fragte ich.

»Das geht dich einen Dreck an«, wiederholte er sich.

»Es geht mich sogar sehr viel an!« erwiderte ich in scharfem Tonfall.

»Wohin wollt ihr mit der Leiche? Was ist los mit ihr? Warum hat Mrs. Cloud Selbstmord begangen?«

Er atmete schnaufend, schaute mich an und schüttelte den Kopf. »Hau ab!« sagte er nur. »Und das ist ein guter Rat, den ich dir geben kann. Mehr will ich nicht sagen.«

»Mich interessiert die Tote und das, was ihr damit vorhabt. Wollt ihr sie auf den Friedhof schaffen?«

»Du weißt verdammt viel.«

»Das ist nun mal so.«

»Ja, wir werden sie in ein Grab legen, und wir werden ihr auch einen Pfahl durch das Herz stoßen, damit sie nicht mehr schreien kann und zu einer Dienerin wird, die nur ihm gehorcht.«

»Wer ist er?«

»The Ghost!«

Das heißt der Geist. Er redet einfach von einem Geist, mehr nicht. Er gab ihm auch keinen Namen, doch wie er den Begriff aussprach, ließ auf seine Angst schließen, die er vor der Gestalt hatte. Vielleicht hatten sie alle Angst vor ihm. Bestimmt rankte sich um ihn und den Friedhof das schreckliche Geheimnis, das alle in seinen gefährlichen Strudel hineinriß.

»Ihr habt Angst vor dem Geist?«

Der Glatzkopf gab mir keine Antwort, er drehte nur den Kopf, nickte dabei und schaute seine Freunde an.

Die verstanden. Ihre Hände ballten sich zu Fäusten, die Lippen bildeten Striche, und die Gesichter zeigten einen Ausdruck, der an ihrem Vorhaben keinen Zweifel aufkommen ließ. Sie wollten sich mit Gewalt einen Weg verschaffen.

Ich stand allein gegen die drei kräftigen Burschen. Sie hatten Kraft, bestimmt sogar mehr als ich, aber ich besaß die nötige Routine beim Kampf.

Trotzdem wollte ich eine Auseinandersetzung vermeiden. Es hatte keinen Sinn, es brachte nichts, und auch Helen sah ein, daß es so nicht weitergehen konnte, und sie warf sich zwischen den Glatzkopf und mich.

»Lassen Sie das, Garner. Sie wissen ja überhaupt nicht, was sie tun. Um Himmels Willen...«

»Doch ich weiß es!«

»Wirklich?«

Das war meine Frage, und Garner verstummte sofort, denn er schaute in die Mündung der Beretta. Damit hatte er nicht gerechnet. Sein Gesicht verlor die Farbe, es wurde bleich. Er schaute mich an, als wollte er mich fressen.

»So einer bist du«, sagte er schließlich.

»Nein«, erwiderte ich, »nicht so einer. Aber es gibt Leute, die muß man zu ihrem Glück zwingen. Und Sie gehören allem Anschein nach

dazu. Bevor wir uns hier schlagen, was nichts einbringt, sollten wir lieber darüber nachdenken, wie wir den Fall gemeinsam angehen.«

Er schüttelte den Kopf. »Gemeinsam? Mit einem Fremden? Nein, Mister, da gibt es nichts Gemeinsames, glauben Sie mir das. Und ihre Kanone kann uns zwar auf-, aber nicht abhalten.«

»Auch nicht mein Ausweis?«

»Wieso?« fragte Garner, und seine Kollegen zogen ebenfalls schiefe Gesichter.

Ich wechselte schnell die Beretta in die linke Hand und holte mit der anderen den Ausweis hervor. »Scotland Yard«, sagte ich. »Oberinspektor Sinclair.«

Das machte sie betroffen, denn damit hatten sie nicht gerechnet. Ihre Mundwinkel zuckten, sie schauten sich betreten an und senkten schließlich die Blicke, wobei sie auf ihre Schuhspitzen starrten, auch der Glatzkopf.

»Soll ich noch deutlicher werden?« fragte ich und ließ den Ausweis wieder verschwinden.

»Nein«, meinte Garner, »es reicht.«

»Gut. Kann ich nun wissen, was hier alles gespielt wird?«

Er schüttelte den Kopf. »Sie werden es kaum verstehen, Sinclair. Wirklich, da kann auch keine Polizei helfen, damit müssen wir selbst fertigwerden.«

»Aber Mr. Sinclair ist kein normaler Polizist«, meldete sich Helen Cloud.

»Wer ist heute schon normal?«

»So meine ich das nicht, Garner. John Sinclair hat Erfahrung im Umgang mit Geistern und Dämonen. Er...«

»Rede dir doch nichts ein.« Garner winkte ab. »Auch wenn Sie ein Bulle sind, Sinclair, wir müssen mit unseren Problemen allein fertig werden. Die Polizei kann uns...«

Weiter sprach er nicht. Denn wie auch Helen und ich hatte er

ebenfalls die schrecklichen Schreie aus dem Nebenzimmer gehört. Schreie einer Toten!

Wenige Sekunden lang tat niemand etwas von uns. Wir standen nur da und lauschten. Ich hätte gelogen, wenn ich behauptete, daß mich das alles nichts anging und spurlos an mir vorüberauschte. Auch ich war von den Schreien geschockt und spürte die Gänsehaut auf meinem Rücken. Die Männer wichen sogar zurück. Garner sagte: »Jetzt geht es los. O mein Gott. Die Schreie, die ewigen Schreie...«

Ich hörte seine Worte wohl, dachte jedoch nicht darüber nach, sondern mußte mich um Helen kümmern. Schließlich war es ihre Mutter, ihre tote Mutter, die so geschrien hatte.

Helen hatte den Mund geöffnet. Ihre Lippen wollten Worte formen, sie schaute dabei auf die Tür des Mordzimmers, doch aussprechen konnte sie ihre Gedanken nicht.

»Sie ist tot, und sie schreit. Der alte Fluch, er erfüllt sich bei ihr!«

Diese Worte sagte Garner, und er schlug dabei hastig ein Kreuzzeichen. Ich schaute ihn an. »Warum schreit sie?«

»Der Fluch... der Fluch...«

»Werden Sie deutlicher!«

»Nein! Es ist zu spät. Der Geist hat sie schon in seinen Klauen. Wir können nichts mehr machen. Wir wollten sie zum Friedhof bringen. Jetzt ist es aus!«

Nichts war aus, gar nichts. Und das wollte ich auch beweisen. Es war schrecklich, doch schließlich ist es mein Beruf, mich mit Wesen der Finsternis und Schwarzen Magie herumzuschlagen. Ich hatte als erster meinen Schock überwunden und ließ mich auch nicht aufhalten, als ich die Tür des Schlafraums aufstieß.

Die Tote lag noch immer auf dem Bett. Ihre Haltung hatte sich nicht verändert, nur eins war geschehen. Weit stand der Mund offen. So weit, daß die Kiefer fast ausgerenkt waren. Und aus dem Mund

drangen die gräßlichen, schaurigen Schreie, die nicht nur das Zimmer erfüllten, sondern auch in den Flur und durch das Treppenhaus hallten als ein makabrer Totengesang.

Es kostete auch mich Überwindung, dicht an das Bett heranzutreten. Nach wie vor steckte das Messer in der Kehle der Toten, ich sah das Blut und hörte sie schreien.

Sekunden vergingen.

Sie schrie weiter. Sie schrie, obwohl sie keine Luft mehr holen konnte, und sie würde ewig schreien, denn nicht umsonst hatte Garner von den ewigen Schreien gesprochen.

Flier bewahrheitete es sich.

Wie konnte ich sie stoppen?

Als mich ein Luftzug streifte, drehte ich mich um. Nicht Helen war gekommen, sondern Garner, und der kräftige Mann schüttelte sich vor Grauen, als er die Tote sah.

Ich sah allerdings einen Gegenstand, den er in der rechten Hand hielt, und der mich an eine Waffe erinnerte, die auch ich schon eingesetzt hatte, wenn ich gegen Vampire kämpfte.

Es war ein vorn zugespitzter Pfahl!

»Was wollen Sie damit?« fragte ich ihn, obwohl ich die Antwort eigentlich schon kannte, aber ich wollte es von ihm wissen.

»Töten!« flüsterte er. »Ich muß sie töten!«

»Mit dem Pfahl?«

»Ja, er soll in ihre Brust gestoßen werden. Nur so hören die verdammten Schreie auf.«

Hatte er die Wahrheit gesprochen? Ja, er war hier geboren und aufgewachsen, er kannte das Geheimnis des Friedhofs, das Rätsel der ewigen Schreie, und er wußte, wie man sie stoppen konnte. Aber mir ging es gegen den Strich, der Toten einen Pflock in die Brust zu rammen. Es mußte noch eine andere Möglichkeit geben. Ich dachte dabei an meine Waffen, an den Silberdolch, was im Prinzip das

gleiche gewesen wäre, aber ich trug nicht umsonst meine stärkste Waffe überhaupt bei mir. Das Kreuz!

Als der Mann näherkam und seinen Arm schon stoßbereit anwinkelte, hielt ich ihn auf. »Nein, so nicht!«

Irritiert blieb Garner stehen. »Wie denn?«

Eine akustische Antwort bekam er von mir nicht. Ich holte statt dessen mein Kreuz hervor und streifte die Kette über den Kopf. »So mache ich es.«

»Mit einem Kreuz?« fragte er erstaunt.

»Ja, Mr. Garner. Dieses Kreuz besteht aus Silber, ist geweiht und wird gegen die Mächte der Finsternis helfen. Es kann auch Mrs. Cloud die ewige Ruhe geben.« Wir hatten laut gesprochen, um ihre Schreie zu übertönen.

Der Mann hob die Schultern. So recht schien ich ihn nicht überzeugt zu haben. Vielleicht traute er sich auch nicht, dagegen zu sprechen. Schließlich hatte ich eine Waffe, und er konnte sich nur auf seine Fäuste verlassen.

Die Schreie kamen mir jetzt noch lauter vor. Das konnte allerdings daran liegen, daß ich nahe bei der Toten stand. Bevor ich mit meinem Versuch begann, warf ich noch einen Blick zur Tür.

Dort standen die beiden anderen Männer, und auch Helen Cloud hatte es nicht mehr draußen ausgehalten.

»Bitte gehen Sie!« wies ich Helen an. »Das ist nichts für Sie.«

Starrsinnig schüttelte sie den Kopf. »Es ist meine Mutter«, erklärte sie mir. »Ich kann bleiben, so lange ich will. Ich habe sie als Lebende gekannt und sehe sie auch als Tote. Ich will wissen, was mit ihr geschehen ist.«

Eigentlich hatte ich kein Recht, sie wegzuschicken, das stimmte schon, deshalb hatte ich nichts dagegen, daß sie blieb. Die Männer aus dem Ort hatten um mich und mein Kreuz einen respektvollen Kreis gebildet. Es kam ihnen nicht ganz geheuer vor, daß ich mit

derartigen Mitteln arbeitete. Zwischen zwei Fingern hielt ich die Kette. Das Kreuz baumelte daran herab. Ich ließ es dicht über dem Gesicht der schreienden Toten kreisen. Es schwang einmal nach links, dann zurück nach rechts. Der Vorgang wiederholte sich so lange, bis er zu einem Kreis wurde. Die Schreie drangen weiterhin aus dem offenen Mund. Leiser waren sie nicht geworden, auch nicht lauter. Sie hatten ihre Regelmäßigkeit beibehalten.

Dann reagierte ich.

Das Kreuz fiel nach unten, als ich die rechte Hand senkte. Und es paßte in den weit aufgerissenen Mund.

Konnte ich die verdamnten Schreie stoppen?

Ja, ich schaffte es. Kaum hatte mein geweihtes Kreuz Kontakt mit der Toten, da reagierte es auch und spielte all seine Kraft aus. Das Schreien stoppte von einer Sekunde zur anderen. Nur noch ein dumpfes Röcheln drang über die spröden Lippen.

Als alle dachten, daß es vorbei war - auch ich - reagierte die Tote. Sie bäumte sich auf, ihr Oberkörper wurde in die Höhe geschoben, wobei er sich am Rücken durchbog, und ich hörte Helens entsetzten Schrei, als sie mitbekam, was mit ihrer Mutter geschah.

Die Leiche bildete eine Brücke. Das Kreuz hing noch in ihrem Rachen, aus dem jetzt statt der Schreie schwarzgraue Rauchwolken drangen, die träge der Decke entgegenzogen und sich dort ausbreiteten. Dann fiel die Tote zurück.

Auf dem Rücken blieb sie liegen, endgültig gestorben, nicht mehr in der Lage, die schrecklichen Schreie auszustoßen.

Ich zog das Kreuz aus dem Mund. Das Kruzifix hatte sich nicht verändert, dafür das Gesicht der Toten. Es war schwarz geworden. Die Haut sah aus, als hätte jemand Silbernitrat über sie geschüttet. Wie verbrannt wirkte alles.

In der Schwärze glänzten die verdrehten Augäpfel seltsam hell. Wie zwei weiße Flecken, die überhaupt nicht zu ihr zu gehören schienen.

Ich nahm meine kleine Bleistiftlampe und leuchtete in den Mund der Toten. Er war ein dunkler Schlund, verbrannt und verkohlt wirkend. Weiße Magie hatte dafür gesorgt.

Langsam drehte ich mich um. Die drei Männer schauten mich an wie einen Geist. Sie wollten etwas sagen, das erkannte ich an ihren Gesichtern, doch kein Wort drang über ihre Lippen. Sie hatte das Geschehen zu sehr mitgenommen, und sie schienen in mir so etwas wie einen Wundermann zu sehen, leicht am Ausdruck ihrer Augen zu erkennen, mit dem sie mich anschauten.

»Sie lebt nicht mehr«, sagte ich mit leiser Stimme. »Diesmal ist sie endgültig tot.«

»Dann brauchen wir sie nicht mehr zu pfählen?« fragte mich Garner, der Glatzkopf mit den roten Hosenträgern.

»Nein, das habe ich erledigt.«

»Aber Sie haben sie doch nicht gepfählt, Mister.«

»Das ist auch nicht nötig. Das Kreuz wirkt ebenso. Vielleicht sogar noch besser.«

Die Männer blickten sich an, suchten nach Erklärungen, aber sie fanden keine. Zudem trauten sie sich nicht, mich zu fragen. Ich war froh darüber.

»Was geschieht jetzt mit meiner Mutter?« unterbrach Helen Cloud die Stille.

Ich hob die Schultern. »Was man mit einem Toten macht. Man begräbt ihn.«

»Sollen wir ihr ein richtiges Begräbnis geben?«

»Ja.«

»Dann muß ich den Pfarrer verständigen. Die Leiche muß auch abgeholt werden. Sie, sie...« Helen warf einen letzten Blick auf die verkohlte Haut der Toten und die starren, halb erhobenen Arme mit den gekrümmten Fingern. Ein Zerrbild des Schreckens!

Ich strich über meine Stirn. Wahrscheinlich war Helen zu

geschockt, um alles in die Wege zu leiten, damit man ihre Mutter abholte. Ich fragte sie deshalb nach der Telefonnummer des Pfarrers.

»Was wollen Sie denn, John?«

»Ihn anrufen, damit er alles vorbereitet. Außerdem brauchen wir noch einen Totengräber, der Ihre Mutter zum Friedhof schafft. Gibt es so etwas hier?«

»Ja...«

»Dann sagen wir ihm Bescheid.«

Ich war schon dabei, das Zimmer zu verlassen, als ich vor dem Haus einen Wagenmotor hörte. Rasch lief ich zurück und warf einen Blick aus dem Fenster.

Unten stand ein schwarzes Fahrzeug.

Ein Leichenwagen!

Für einen Moment glaubte ich zu träumen, erst als ich hinter mir die Stimmen der Männer vernahm und einer von ihnen bei mir fragte, ob sie jetzt gehen könnten, winkte ich kurz ab und holte Garner dann durch eine entsprechende Handbewegung zu mir.

Er kam sofort, blieb neben mir stehen, schaute durch das Fenster, und ich deutete nach unten.

»Kennen Sie den?«

»Ja, das ist Paddock, der Leichenbestatter und gleichzeitig Fahrer des Leichenwagens.«

»Mir scheint, er will zu uns. Haben Sie ihm Bescheid gegeben, Garner?«

»Nein.«

»Wie kommt es, daß er hier stoppt?«

»Ein Mord spricht sich schnell herum, Mister. Und erst recht einer, der in so einem kleinen Ort geschieht.« Garner grinste, und seine Augen funkelten dabei. »Wir sind ja auch gekommen.«

Ich traute ihm nicht. Überhaupt traute ich bis auf Helen keinem hier in Walham. Es hatte zu viele Zufälle gegeben. Alles paßte, alles war

glatt, nur die Schreie und die Toten nicht. Aber sie gehörten ebenfalls in den Kreislauf.

Was wurde in diesem Ort gespielt? Und wer, vor allen Dingen, steckte dahinter?

Der Begriff Ghost war gefallen. Ein Geist, also. Man konnte es weit fassen, ein Wort wie Kaugummi, auf jeden Fall mußte ich den Begriff konkretisieren. Das Wort Geist war mir zu allgemein. Ich schaute weiterhin aus dem Fenster. Der Leichenwagen wurde nicht bewegt. Ich konnte auch nicht erkennen, ob hinter dem Lenkrad jemand saß, dafür war der Blickwinkel nicht gut genug, denn ich sah in einer fast geraden Linie nach unten.

Plötzlich stieß Garner mich an. Als ich mich drehte, sah ich den gespannten Ausdruck auf seinem Gesicht, zu dem sich jetzt noch ein Grinsen gesellte.

»Was ist los?« fragte ich.

»Hören Sie nicht?« Er hatte sich ein wenig vorgebeugt und lauschte. Halboffen stand sein Mund. Dann bewegte er die dicken Lippen und hauchte: »Die Schreie... da, die Schreie... Sie klingen wieder auf« Er zog die Schultern hoch, als würde er frieren.

Entweder wollte er mich auf den Arm nehmen, oder er hatte wirklich Schreie gehört.

Auch ich konzentrierte mich jetzt auf das, was draußen geschah. Der leichte Abendwind füllte die Gassen von Walham. Kühlung brachte er kaum, dafür war es zu schwül gewesen. Ich vernahm die Schreie ebenfalls. Der Wind trug sie zu mir heran. Leise, aber dennoch deutlich zu vernehmen.

Wo kamen sie her?

Ich fragte Garner danach, der nickte und gab mir eine zischelnde Antwort: »Vom Friedhof!« flüsterte er. »Das ist die Begrüßung.«

»Für wen?«

»Es kommt eine Neue. Sie ist bestimmt schon da. Dies ist die Nacht

der ewigen Schreie. Sie wollen ihre Opfer, die Toten brauchen sie. Und es werden immer mehr.«

Ich schaute ihn hart an, blickte auch an ihm vorbei zu den beiden anderen Männern und zu Helen Cloud. Die Männer standen an der Wand und sahen betreten zu Boden, auf Helens Gesicht las ich deutlich die Angst, von der sie beherrscht wurde.

Ewige Schreie!

Das waren sie in der Tat. Wieder einmal erlebte ich, wie das Grauen sich in einen kleinen Ort hineinschlich und seine unsichtbaren Fesseln über die Menschen legte.

Meine Gedanken wurden unterbrochen, als ich den Motor des Leichenwagens vernahm. Das schwarze Fahrzeug wurde gestartet und rollte davon. Ich schaute ihm so lange nach, bis es von der Dunkelheit verschluckt worden war. Dabei wunderte ich mich, daß der Wagen ohne Licht fuhr.

»Wo will er hin?« fragte ich Garner.

»Bestimmt holt er die anderen ab.«

»Welche anderen?«

»Die Toten. Manchmal schaffen es die Leute nicht, sie zum Friedhof zu bringen, dann kommt der Leichenwagen. So ist es für die Lebenden bequemer.«

Er sagte dies mit so einer Selbstverständlichkeit, daß es mich schauderte, und ich dachte darüber nach, in welch einen höllischen Kreislauf ich hier hineingeraten war.

Leichen, die schrien und zu einem alten Friedhof geschafft wurden. Ich trat wieder vom Fenster weg und schaute auf die Tote. Ihr konnte niemand mehr helfen, sie schrie auch nicht, denn durch mein Kreuz hatte ich sie gerettet und sie dem Friedhof des Schreckens praktisch entrissen.

Helen blickte mir ins Gesicht. Ihre Mundwinkel zuckten. Deutlich war zu sehen, wie sehr sie sich fürchtete. Sie war in einen höllischen

Kreislauf geraten, ohne daß sie etwas dagegen tun konnte. Vielleicht konnte ich sie aus dem Kreislauf herausreißen, das mußte doch zu schaffen sein.

»Gibt es eine Chance?« wandte ich mich an Garner.

»Nein, wir sind zu schwach.«

»Wenn Sie so denken, werden Sie nie etwas leisten können, Mister. Sie sind sich also sicher, daß das Rätsel dieser Schreie nur auf dem Friedhof gelöst werden kann?«

»Ja, so sieht es aus.«

»Dann werden wir hingehen!«

Garner zuckte zurück. Er schaute seine Freunde an, die schüttelten ihre Köpfe, und deutlich war zu erkennen, daß sie große Angst hatten. Niemand wollte gehen. Nein, das war nicht möglich. Sie hatten zu große Angst.

Es gab keine andere Chance, das Rätsel zu lösen und etwas gegen das Grauen zu tun.

»Zum Friedhof«, sagte ich hart und wandte mich ab.

»Und ich gehe mit!« Helen sprach die Worte.

Diesmal hatte ich nichts dagegen. Ich wollte sie in diesem Haus nicht allein lassen, das erschien mir zu gefährlich. Zwar begab auch ich mich in Gefahr, doch dann wußte ich Helen in meiner Nähe und konnte dementsprechend reagieren.

Sie hielt sich neben mir, als wir das Zimmer verließen. Keiner von uns sah das Grinsen auf den Gesichtern der drei Männer. Man hätte es auslegen können, wie man wollte, so wie diese Typen schauten, waren wir für sie bereits so gut wie tot...

Die Hand hatte die Kraft einer Zange!

James McMullogh, der seinen Pflock in den Körper seiner Frau hatte stoßen wollen, erstarrte in der Bewegung. Er schien zu Eis zu werden, während er die Schreie der Toten hörte und sie ihn fast

wahnsinnig machten.

Für drei Sekunden blieb er einfach sitzen. Dann hatte er sich so weit erholt, daß er einen Blick nach rechts und auf seine Hand werfen konnte. Sie schien in einem Schraubstock zu klemmen. Es war jedoch keiner aus Eisen, sondern einer aus bleichen, gelblich schimmernden Knochen. Eine Hand...

Und sie hatte Kraft. Bevor sich McMullogh versah, wurde sein Arm mit unwiderstehlicher Kraft hochgebogen und zurückgedrückt. Noch hielt er verzweifelt seinen angespitzten Eichenpflock fest, aber er wußte, daß er ihn loslassen mußte, wollte ihm nicht der Arm ausgerenkt oder gebrochen werden.

McMullogh folgte der Bewegung seines unbekannten Gegners, von dem er bisher nur die Hand gesehen hatte. Auch seine kniende Stellung ließ sich nicht mehr länger aufrecht erhalten, die Kraft des anderen drehte ihn zur Seite und gleichzeitig nach hinten.

Schwer fiel er auf die Erde.

Noch immer schrie die tote Gladys, doch er hörte nicht darauf. Die Schreie nahm er nur im Unterbewußtsein wahr. Wichtig allein war in diesen Augenblicken die Gestalt, die ihn überwältigt hatte. Sie bot einen Anblick des Schreckens. Vor ihm stand kein Mensch, sondern ein gefährliches Monster. Es war ein Wesen, das teilweise in den Zustand der Verwesung übergegangen war. An den Händen war die Haut bereits von den Knochen gefallen, darüber, etwa in Höhe der Handgelenke, konnte er sie noch erkennen. Sie zeigte eine bleiche stockige Farbe, wenigstens das, was er von ihr sah, denn das meiste waren Hautfetzen.

Kleidung trug der Unheimliche auch. Vielleicht war sie einmal schwarz gewesen, jetzt zeigte sie eine undefinierbare Farbe, die man mit dem Begriff Grau umschreiben konnte. Eine alte Jacke. Verschlissen, mit Löchern versehen, ebenso wie das Hemd darunter und die Beinkleider, die man vor 200 Jahren getragen hatte.

Da das Hemd am Hals offenstand, war deutlich das Zeichen zu erkennen. Ein Abdruck. Knallrot und wie ein Mahnmal wirkend. Die Augen des Mannes wurden groß, als er genauer hinschaute. So einen Abdruck kannte er. Der wurde von einer Schlinge hinterlassen, die sich bei einem Gehängten tief in das Fleisch am Hals gräbt. Nur schimmerte er hier seltsam rot.

Und mit einemmal wußte James McMullogh auch, wen er vor sich hatte. Es war Sam Davies, der Verbrecher, der Familienmörder, den sie vor über 200 Jahren in einer trüben Nacht aufgeknüpft hatten, während man in der Kirche eine Messe feierte. Nach der Messe hatte man ihn nicht mehr gefunden, dafür aber den toten Küster. Schon vor der Bestrafung hatte man davon gesprochen, daß Sam Davies mit dem Teufel im Bunde gestanden haben sollte, nun war es bewiesen. Er war zurückgekehrt, und eine alte Sage wurde Wirklichkeit.

Ihm gehörte der Friedhof, ihm gehörten die Toten, und er war die Person, die von den Einwohnern in Walham nur als »The Ghost« bezeichnet wurde.

Bisher hatte McMullogh dies für ein Märchen abgetan, nun sah er die grauenhafte schreckliche Wahrheit, und er schüttelte den Kopf, weil er es noch nicht glauben wollte.

Auf dem Rücken lag er. Der Geist hatte ihn nicht losgelassen. Noch immer umklammerte seine knöcherne Klaue das Gelenk des Mannes. Er hatte den Arm so zur Seite gebogen, daß dieser flach auf dem Boden lag, und McMullogh nichts anderes übrigblieb, als die Faust zu öffnen, so daß der Pflock aus seiner Hand rutschte.

Jetzt war er waffenlos.

Auch der Geist ließ los. Drohend wie ein Denkmal blieb Sam Davies vor ihm stehen. Beide schauten sich in die Gesichter. Davies hatte eine schreckliche Fratze zu bieten. Ein Horror-Gesicht, gezeichnet von einem langen, unheilvollen und seelenlosen Leben. Zur Hälfte war es schwarz, das fing dicht über der Schiingennarbe

an, zog sich weiter bis zur Nase und hörte erst nahe den Augen auf. Danach folgte eine weiße, fahle Haut, schon einen Stich ins Gelbliche zeigend, und Augen, die so tief in den Höhlen lagen, daß sie kaum zu erkennen waren. McMullogh nahm an, einem nicht Sehenden gegenüberzuliegen.

James wußte, daß er gegen diese Gestalt nicht ankam. Sie trug zwar sichtbar keine Waffe, aber er hatte ihre Kraft kennengelernt, als sie ihm den Pflock aus der Hand wand.

Nun lag er vor ihr am Boden!

Das Gesicht, in dem der Mund kaum zu erkennen war, begann sich zu bewegen. Vielleicht sollte es ein Grinsen darstellen, auf jeden Fall sah James eine Öffnung in der Schwärze, und er sah auch das rote Schimmern innerhalb der Mundhöhle.

Vielleicht eine lappige Zunge. Zeit, darüber nachzudenken, hatte er nicht, denn er wurde von Sam Davies direkt angesprochen.

»Du wolltest sie töten!« Die Worte klangen hohl und schwangen wie ein schauriges Echo, wobei sie sich mit den ewigen Schreien der Toten vermischten.

»Ja, ich wollte sie umbringen. Sie mußte sterben!« schrie McMullogh.

»Sie mußte es einfach. In ihrem letzten Brief hat sie mich darum gebeten...«

Da lachte der Geist. »Gebeten! In ihrem letzten Brief. Wenn ich das schon höre! Nein, sie gehört mir. Ich habe sie dazu gebracht, sich umzubringen, um sie in meine Sammlung einzureihen. Ich bin der Herr auf diesem Friedhof, und ich werde sie mir alle holen. Dieses Dorf soll für alles büßen, was man mir angetan hat. Sie gehören mir, mir allein. Hast du verstanden?«

»Nein!«

Die Gestalt beugte sich vor und streckte dabei ihre Arme aus. Die gekrümmten Knochenhände schwebten über McMulloghs Brust. »Ich

habe sehr, sehr lange gewartet, eigentlich schon zu lange, doch der Satan ließ mich nicht im Stich. Und ich werde mich seiner Gunst würdig erweisen, darauf kannst du dich verlassen. Niemand kommt mir in die Quere, auch du nicht. Dieser Friedhof bietet Platz für viele. Die meisten Gräber sind noch frei, und ich habe nur auf diese Nacht gewartet, damit sie gefüllt werden können.«

»Dann kommen noch mehr?« fragte James ängstlich.

Da lachte der Unheimliche. »Natürlich kommen noch mehr. Diese Nacht wird niemand vergessen. In jedem Haus gibt es einen Gehängten, und wenn der Tag graut, liegen sie alle in den Gräbern, wobei ihre Gesichter auf den Grabsteinen zu sehen sind, damit sie schreien bis in alle Ewigkeiten. Denn niemand kann die ewigen Schreie stoppen. Das ist meine Rache an den Menschen, und ich bin derjenige, der sie ausführt. Keiner kann mich aufhalten.«

Es waren starke Worte, die der Unheimliche da von sich gab. Allerdings gab es für McMullogh keinen Grund, ihm nicht zu glauben. Er hatte die Gräber und die Grabsteine gesehen, auf denen sich die Gesichter der Toten abzeichneten.

Vorsichtig zog er die Beine an. Trotz der Angst, die ihn umklammert hielt, dachte er an Flucht. Wenn er es jetzt nicht versuchte, würde er wohl nie die Chance bekommen, den unheimlichen Friedhof zu verlassen. Sam Davies kümmert sich nicht darum, daß sich McMullogh bewegte. Er stand nur da und schien seinen eigenen Worten nachzulauschen. Das wollte James ausnutzen.

Wie ein Blitz kam er in die Höhe. Leider hatte er dabei seine körperliche Konstitution überschätzt, sein Kreislauf spielte nicht mit, und er merkte, wie ihn ein Schwindelgefühl überkam, so daß er nicht so schnell von der Stelle kam. Als er dann seitlich an Davies vorbeiwollte, hatte dieser schon reagiert.

Sein Arm war wie eine zustößende Klapperschlange. Er ließ McMullogh nicht die Spur einer Chance. Die kalten Totenfinger

gruben sich in die Schultern des Mannes. Sie rissen ihn herum, und James sah die Gestalt des Gehängten wieder dicht vor sich. Nur für den Bruchteil einer Sekunde, denn im nächsten Augenblick bekam er einen harten Stoß gegen die Brust, der ihn nicht nur zur Seite, sondern auch auf das Grab zuschleuderte.

Mit dem rechten Fuß trat er nach hinten - und ins Leere!

McMullogh fiel.

Alles ging gedankenschnell. Er streckte noch seine Arme aus, die Hände berührten auch den gegenüberliegenden Grabrand, doch festklammern konnte er sich daran nicht. Er rutschte ab, sein Gesicht hieb gegen die Grabkante, die Zähne klackten aufeinander, dann, prallte er hart auf. Der Aufschlag auf dem Boden ging ihm durch und durch. Der Lehm hier unten war kalt und hart. McMullogh verzog sein Gesicht und stöhnte zum Steinerweichen. Dabei riß er die Augen auf, um in die Höhe zu schauen.

Sam Davies stand am Fußende des Grabes und schaute auf McMullogh herab. Sein geschwärztes Gesicht verzog sich abermals zu einer Grimasse, dann lachte er wütend und triumphierend auf. »Für sie sollte das Grab bestimmt sein, jetzt ist es für dich. Ich werde dich bei lebendigem Leib zuschaufeln...«

Wir waren nach unten gegangen. Nur Helen und ich. Die Studentin war froh, das Haus verlassen zu können. Sie wollte auch nicht mehr zurückkehren, das hatte sie mir zu verstehen gegeben.

»Ich werde nie vergessen können«, sagte sie noch vor der Haustür.

»Niemals.«

»Das kann ich verstehen, aber wo wollen Sie hin?«

»Ich muß dann wohl zu meiner Tante übersiedeln. Nach Lauder, wo auch Ihre Eltern wohnen.«

»Und das Studium?«

»Führe ich fort.«

Ich war froh, daß wir darüber sprachen und nicht davon, was mit ihrer Mutter geschehen war. Es wäre für das Girl noch schlimmer geworden, und Helen war es auch, die mir die Haustür aufhielt, als hätte sie Angst, als erste auf die Straße zu laufen.

Dicht hinter der Tür blieb ich stehen und schaute mich um. Mein Bentley stand dort, wo ich ihn abgestellt hatte. Ich ging zu ihm und öffnete die Haube des Kofferraums.

Meinen Einsatzkoffer klappte ich auf und schaute auf die Waffen, die darin lagen. Eine Ersatzberetta, eine Spezialpistole, die Eichenbolzen verschoß. Als ich sie anschaute, dachte ich daran, daß Garner der toten Mrs. Cloud hatte einen Pflock ins Herz stoßen wollen. Was der Pflock geschafft hätte, das mußten auch die Eichenbolzen bringen. Allerdings wollte ich die Pistole nicht für mich haben, sondern für Helen. Mich interessierte noch der Bumerang. Er hatte ebenfalls innerhalb des Koffers seinen Platz gefunden. Ich nahm ihn hervor und klemmte ihn noch an meinem Rücken in den Gürtel. Das war zwar nicht bequem, aber ich kam schnell an die Waffe heran.

Mit der linken Hand schlug ich die Klappe wieder zu. Helen hatte sich neben mich gestellt. Sie schaute auf die unförmige Bolzenpistole in meiner Hand und erkundigte sich, was es wäre.

Ich erklärte es ihr.

»Und die soll für mich sein?«

»Ja, nehmen Sie die Waffe an sich. Wenn Sie in Gefahr sind oder angegriffen werden, dann schießen Sie. Drücken Sie einfach ab, es wird schon klappen.«

Sie nahm die Pistole behutsam entgegen. Ich schaute derweil zum Haus hin. In der Tür sah ich die Umrisse der drei Männer. Sie verließen das Haus und blieben abwartend auf dem Gehsteig stehen.

»Gehen Sie in Ihre Häuser und verbarrikadieren Sie sich«, schlug ich ihnen vor.

Sie schauten mich an, erwiderten aber nichts. Dann gab Garner das Zeichen, und sie trotteten davon.

Helen schüttelte den Kopf, während sie gleichzeitig sagte: »Ich... ich traue denen nicht.«

»Haben Sie einen Grund?«

»Mehr einen Grund aus Vorurteilen. Ich kenne die Kerle. Jedes Dorf hat so seine Leute, die zwar dort wohnen, aber von den anderen gern gemieden werden. Dazu gehören Garner und seine Kumpane. Sie sind als gewalttätig verschrien, einer hat schon gegessen, und von Garner erzählt man sich Vergewaltigungsgeschichten. Mir scheint, daß sie nicht nur mehr wissen, sondern auch mit den Gegnern unter einer Decke stecken.«

»Wir werden es herausfinden.«

»Hoffentlich.«

Als wir nicht mehr sprachen und es ruhig geworden war, hörten wir wieder die Schreie. Nie abreißend schwebten sie über der Stadt, eine leise, dennoch schreckliche Melodie, geboren auf einem unheimlichen Friedhof, den ich bisher noch nicht zu Gesicht bekommen hatte. Das sollte sich ändern!

»Sollen wir wirklich auf den Friedhof?« fragte mich Helen.

»So war es doch abgemacht.«

»Richtig, aber ich dachte, daß wir zuerst dem Pfarrer einen Besuch abstatten. Er wird uns bestimmt helfen.«

Ich überlegte. Die Idee war gar nicht so schlecht. Wenn einer auf unserer Seite stand, dann der Pfarrer. Ich hatte sowieso ein gutes Verhältnis zu den Geistlichen, sie hatten mich in meinem Kampf gegen die Mächte der Finsternis sehr oft unterstützt.

»Wie haben Sie sich entschlossen?« fragte Helen.

»Ja, wir besuchen den Pfarrer.«

Helen hakte sich bei mir ein. Für einen Moment preßte sie sich gegen mich. Ich ließ sie, denn ich war die einzige Bezugsperson, die

sie noch besaß, und sie brauchte jetzt Hilfe. Die unförmige Pistole hatte sie sich in den Rockbund geschoben. Ich hoffte, daß die Waffe dort auch hielt und nicht zu Boden fiel.

Ich hörte ihr tiefes Atmen, bevor sie sagte: »Ich zeige Ihnen den Weg, John. Wir werden nicht zu dem alten Friedhof hingehen, dort hat man alles abgerissen.«

»Wo steht die neue Kirche?«

»Entgegengesetzt.«

»Das hört sich weit an. Sollen wir nicht lieber den Wagen nehmen?«

Helen schüttelte den Kopf. »John, wir befinden uns in einem Dorf. Da kann man besser alles zu Fuß erreichen. Zudem sind die Straßen schmal und lassen höhere Geschwindigkeiten nicht zu. Sogar zwanzig Meilen sind manchmal zuviel.«

Nun ja, wenn sie das meinte, ich hatte nichts dagegen. Also machten wir uns auf den Weg.

Noch immer hörten wir vom alten Friedhof die Schreie. Sie begleiteten uns auf unseren Weg durch das Dorf. Am liebsten wäre ich sofort zum Totenacker gerannt, doch ich mußte mich zusammenreißen und erst einmal an die vorliegende Aufgabe denken.

Einen dritten Helfer auf unserer Seite zu wissen, das war eine gute Sache. Hoffentlich klappte es.

Helen zeigte mir eine Abkürzung. Die Gasse, durch die wir schritten, war sehr eng. Fast berührten sich an ihrem Ende die Hauswände. Dort machte sie auch eine Kurve.

»Hinter der liegt gleich die Kirche«, erklärte mir Helen. Ich nickte. Der Ort schien sich unter dem Grauen zusammenzuducken. Wir sahen keine Menschen, hörten auch keine Stimmen, nur immer den vom Friedhof her klingenden unheimlichen Gesang.

Ich hatte mich zwangsläufig an ihn gewöhnt. Trotzdem konnte ich nicht vermeiden, daß mir hin und wieder eine Gänsehaut über den

Rücken lief, wenn ein Schrei besonders schrill und spitz hervorstach, denn er hörte sich jedesmal so an, als würde das Opfer große Schmerzen erleiden.

Wir sahen auch die Festeröffnungen in den Hauswänden. Nicht ein Licht brannte hinter den Scheiben. Keine Menschenseele war zu sehen, nur einmal lief ein Hund vor uns her, der allerdings schnell unter einem Treppenabsatz auf der anderen Straßenseite verschwand. In dem vorletzten Haus der kleinen Gasse brannte Licht. Sehr hoch, dicht unter dem Giebel, war ein kleines Fenster erleuchtet. Der schwache gelbe Schein verlor sich schnell in der Dunkelheit. Die Ruhe war gespenstisch. Eine fühlbare Stille, nur von unseren Schritten unterbrochen.

Helen hatte wieder meinen Arm genommen. Der körperliche Kontakt mit mir gab ihr das Gefühl der Sicherheit. Eine andere Erklärung hatte ich nicht dafür.

Dann vernahmen wir das typische Geräusch, das entsteht, wenn ein Wagen fährt. Es wurde lauter, und einen Augenblick später erschien der Wagen in der Kurve. Er kam von rechts.

Wir blieben stehen.

Helen sprach flüsternd das aus, was ich ebenfalls festgestellt hatte.

»Das ist ja der Leichenwagen. Mein Gott, was will der denn hier?«

Ja, was wollte er? So wie er fuhr, konnte er nur ein Ziel haben, nämlich das Pfarrhaus.

In mir breitete sich plötzlich ein seltsam drückendes Gefühl aus. Auf einmal hatte ich es eilig. Ich zog das Mädchen mit, das fast noch gestolpert wäre, und wir erreichten das Ende der Gasse, wo sie in eine Kurve führte.

Links lag die Kirche.

Ihr Turm war auch in der Dunkelheit deutlich zu sehen. Das Gotteshaus mußte dem alten nachgebaut worden sein, denn es zeigte einen romanischen Einschlag. Wuchtig, geometrisch, nicht gotisch

verspielt. Der Turm lief auch nicht in eine Spitze aus, sondern zeigte über den Mauern eine flache Plattform.

Darauf stand das Kreuz.

»Das ist das Pfarrhaus.« Helen deutete links an der Kirche vorbei, wo ein schmales Gebäude stand, das sich an die wuchtigen Mauern der romanischen Kirche schmiegte. »Und dahinter beginnt direkt der neue Friedhof«, erzählte sie.

Der interessierte mich nun nicht. Wichtig war auch nicht die Kirche, sondern das, was vor ihr stand.

Der Leichenwagen!

Ob sich jemand in der Fahrerkabine aufhielt, war nicht zu erkennen, als wir allerdings näherkamen und an dem Fahrzeug vorbeischaute, sahen wir die Tür des Pfarrhauses offenstehen.

Jemand hatte dem Geistlichen einen Besuch abgestattet. Es kam eigentlich nur derjenige in Frage, der auch den Leichenwagen gefahren hatte. Obwohl die Zeit drängte, wollte ich mir den schwarzen Wagen, der immer eine unheimliche Atmosphäre ausströmte, einmal anschauen. Ich ging bis zur Heckklappe, drehte an dem Griff und war erstaunt, daß die Klappe hochschwang.

Gleichzeitig begann auch unter der Decke eine kleine Birne zu leuchten. Ihr Licht enthüllte ein makabres Bild. Auf der Ladefläche lagen zwei Leichen.

Damit hatte ich nicht gerechnet. Ich mußte erst einmal schlucken, um den Anblick zu verkraften. Es waren ein Mann und eine Frau, beide nicht mehr die allerjüngsten, wobei die Frau ziemlich aufgedunsen aussah und ihr Gesicht wie eine Clownmaske wirkte, denn ein Großteil der Schminke war verlaufen.

Meine Wangen zuckten, als ich die Haut straff anspannte. Ebenso erging es mir mit meinen Lippen, und ich begann, allmählich das Spiel zu durchschauen, das hier lief.

Als ich die Schritte hörte, war es schon zu spät. Helen stand neben

mir und hatte freies Sichtfeld.

Sie unterdrückte nur mühsam einen Schrei, preßte ihre Hand gegen die Lippen und schaute mich aus großen Augen an. »Mein Gott!« hauchte sie, »das sind ja Mrs. Cavendish und Mr. Hampton.«

»Die stammen aus dem Dorf?«

»Ja, John. Mrs. Cavendish ist eine etwas anrühige Person. Sie soll früher mal auf den Strich gegangen sein, wenigstens behaupten das einige Leute, und jetzt ist sie tot.« Helen Cloud schüttelte den Kopf. Dabei zog sie die Schultern hoch, als würde sie frieren. Ich schaute mir die Leichen etwas genauer an. Sie hatten sich erschossen, denn ich sah dicht am Herzen die beiden Einschußlöcher, wo die Kugeln getroffen hatten.

Der Leichenwagen war unterwegs. Sein Fahrer sammelte Tote ein, um sie zum Friedhof zu schaffen.

»Dann ist Paddock im Haus«, sagte Helen. »Und wenn er kommt, holt er immer einen Toten ab. Meine Güte, der Pfarrer!«

Da hatte Helen wirklich gut mitgedacht. Auch mir war der Leichenwagen jetzt egal, ich wollte herausfinden, was mit dem Pfarrer geschehen war, schloß die Klappe wieder und lief so schnell wie möglich auf das Pfarrhaus zu.

Helen folgte mir, während ich über die Schwelle sprang und meine Beretta zog, denn sicher ist sicher.

Es war nicht dunkel im Haus. Zwar brannte im Flur kein Licht, dafür weiter vorn, wo sich das Ende des Korridors zeigte. Dort sah ich eine trübe Funzel in der Größe einer Faust. Sie gab soviel Helligkeit ab, daß eine halboffenstehende Tür ihren Schatten in den Gang warf. Vorbei an Heiligenbildern und einem Weihwasserbecken hetzte ich und trat die Tür mit dem Fuß weiter auf.

Ich hörte, wie sie gegen die Wand schlug, sah sie zurückkommen und stoppte sie mit dem Fuß.

Ich befand mich im Arbeitszimmer des Pfarrers, sah den leeren

Schreibtisch mit der eingeschalteten Lampe und auch die leeren Stühle. Nur von dem Geistlichen war nichts zu sehen und auch nichts von dem Fahrer des Leichenwagens. Wo konnten sie stecken? Das Haus war klein, aber dennoch groß genug, um sich vor einem Fremden verbergen zu können.

»John! Kommen Sie!« Aus dem Gang hörte ich die Stimme meiner jungen Begleiterin.

Sofort verließ ich das Zimmer und sah Helen. Sie deutete auf eine schmale Tür, die ich vorhin im Eifer des Gefechts übersehen hatte. Die Tür war nicht verschlossen, Helen hielt die Klinke in der Hand.

»Wo führt der Weg hin?« fragte ich schnell.

»In die Kirche.«

»Und der Pfarrer ist dort?«

»Ja, ich habe Stimmen gehört.«

Sie hatte Stimmen gesagt. Demnach mußte der Fahrer auch da sein und mit ihm der Pfarrer. Beide lebten. Ein kleiner Stein fiel mir vom Herzen, als ich mich an Helen vorbeidrängte und durch die Türöffnung schob. Die Beretta steckte ich weg, denn mit einer geladenen Pistole in der Hand wollte ich die Kirche nicht betreten. Zudem schien mir auch keine unmittelbare Gefahr zu bestehen.

Es war eine kleine Kirche. Zwei Bankreihen, in der Mitte ein langer Gang, der vom Eingang bis zum Altar führte. In Schottland gibt es mehr Katholiken als in England, ich war auch hier in eine katholische Kirche gekommen.

Es brannte nur die Notbeleuchtung. Kleine Lichter an der Seite, wo sich auch die Bilder des Kreuzwegs befanden. Dort befand sich noch ein Seitengang. Aus ihm hörte ich Stimmen.

Dann einen Schrei. »Nein, nein! Nicht! Sie können mich nicht überreden, Paddock! Gehen Sie weg!«

Das Lachen klang hart, und es hallte durch das Gotteshaus. »Auch du wirst gerufen, Kirchendiener. Auch du. Sam Davies holt sich alle.

Er kennt kein Erbarmen. Los, nimm die Waffe, bring dich um! Der Friedhof und die ewigen Schreie warten...!«

Was ich gehört hatte, reichte mir. Nicht nur ein neuer Name war ins Spiel gekommen, ich hatte auch erfahren, daß in der Kirche jemand zum Selbstmord getrieben wurde.

Aber nicht mit mir.

Ich jagte los und rannte quer durch die Bankreihen, denn erst um die Bestuhlung herumzulaufen, das kostete Zeit. Meine Schritte hallten dumpf auf den Kniebänken, ich stieß mich an den Rückenlehnen ab und mußte fast die gesamte Breite der Kirche durchqueren, um an den Schauplatz des Geschehens zu gelangen.

Ich sah zwei Männer. Wenn sie in das Licht der Notbeleuchtung gerieten, warfen ihre Körper Schatten, die geisterhaft über die weiße Kirchenwand tanzten. An den unruhigen Schatten konnte ich erkennen, daß beide Männer miteinander rangen. Der Leichenwagenfahrer wollte den Pfarrer zum Selbstmord zwingen, das entnahm ich auch seinen hastig hervorgestoßenen Worten.

Dann war ich da.

Beide waren so sehr mit sich beschäftigt, daß sie mich nicht gehört hatten, so daß ich über sie kam wie ein reinigendes Gewitter. Der Pfarrer war der schwächere, während der Fahrer Kräfte hatte, die man nicht unterschätzen durfte. Als ich ihn an der Schulter herumwuchtete, spürte ich die Muskelpakete unter dem Stoff. Der Mann drehte sich zweimal um die eigene Achse und prallte gegen die Wand, wobei auch sein Gesicht in Mitleidenschaft gezogen wurde. Doch er ließ sich nicht aufhalten, wirbelte sofort wieder herum und stieß gegen mich vor, wobei er beide Fäuste zu Hilfe nahm, die er mir in den Körper rammen wollte.

Ich wich geschickt zurück und sah erst jetzt die Waffe in seinen Händen, die fast zwischen den Pranken verschwand, denn nur das Mündungsloch schaute hervor.

Der Kerl trug schwarze Kleidung, hatte eine bullige Figur und ein breites Gesicht.

Was er nicht mit seinen Fäusten geschafft hatte, konnte er eventuell mit der Waffe probieren. Den Zahn wollte ich ihm ziehen. Mein Tritt kam mit der Wucht eines Dampfhammers. Ich traf genau, seine beiden Arme wurden hochgeschleudert, und zudem hieb er sich noch die Waffe gegen das Kinn.

Für ihn mußte es ein schlimmes Gefühl sein, wie bei einem Kind ein schlechtes Weihnachtsfest. Er heulte auf, sein Gesicht verzerrte sich, und ich setzte noch einmal nach.

Diesmal mit den Handkanten. Voll ging ich in meinen Gegner, und ich hämmerte zweimal zu.

Links und rechts traf ich. Die Schläge schüttelten ihn durch und lähmten seine Arme. Ein lautes Geräusch entstand, als er seine Waffe verlor und sie auf den Steinboden fiel. In einer Reflexbewegung kickte ich sie weg und holte noch einmal aus, doch ich brauchte nicht mehr zuzuschlagen, die letzten beiden Treffer hatten gereicht und ihn regelrecht paralysiert. Er fiel um, blieb auf dem Boden sitzen und starrte mich an. Ich holte meine Handschellen und fesselte ihn an eine Kirchenbank, was mir der liebe Gott verzeihen mochte.

Dann richtete ich mich auf und kümmerte mich um den Pfarrer. Der hatte sich bereits allein geholfen. Mit einem Arm stützte er sich noch an der Wand ab, der andere hing herunter, und ich sah das Nichtbegreifen in den Augen des Pfarrers.

Ich lächelte, während Helen durch die Bankreihen auf uns zukam.

»Jetzt sind Sie mir aber eine Erklärung schuldig, Mister«, sagte der Pfarrer und schaute mich auffordernd an.

Ich gab sie ihm und hoffte, daß er in Zukunft voll mitspielte, damit wir den Horror beenden konnten...

Die Oberschicht des Bodens war feucht. Feuchter, schwerer Lehm

war es auch, der in das Gesicht James McMulloghs fiel, als sein unheimlicher Gegner die erste Schaufel mit Erde nach unten schleuderte. McMullogh hatte den Mund nicht rechtzeitig genug schließen können. Lehm quoll hinein, geriet zwischen die Zähne, und McMullogh spürte nicht nur den Dreck, sondern auch Würmer und Insekten... Zum Horror kam der Ekel. Ihm wurde so schlecht, daß er sich fast übergeben hätte. Vom Magen her stieg es hoch. Er drehte sich, bekam den Kopf wieder frei, spie und spuckte, allerdings nur so lange, bis ihn die zweite Ladung traf.

Mit dem Aufprall hörte er das finstere Lachen des untoten Verbrechers oben am Grabrand. Der hatte bereits die dritte Schaufel fertig und kippte den Dreck in die Tiefe. Wieder wurde der Kopf des Mannes getroffen, so daß McMullogh das Gefühl hatte, der andere würde extra danach zielen. McMullogh überwand seinen Ekel und die Angst. Er zog seinen Körper zusammen, und so etwas wie der Mut der Verzweiflung erwachte in ihm. Reiner Überlebenswille diktierte seine nächsten Aktionen, als er sich mit den Händen an der inneren Grabwand abstützte und mit einem Ruck aufstand, wobei er der nächsten Lehmladung nicht entgehen konnte. Sie traf ihn an Kopf und Brust. Der Unheimliche hatte sehr viel Schwung hinter diesen Wurf gelegt, so daß die Ladung McMullogh bis an die Grabwand zurückschleuderte.

In seinem Innern kochte es. Er wollte nicht aufgeben, duckte sich unter dem nächsten Lehm hinweg und sah das blanke Schaufelblatt über dem Grab schweben.

Mit beiden Händen packte er zu. Er bekam den Stiel dicht über dem Blatt zu fassen.

Blitzschnell riß er daran und wollte dem Unheimlichen die Schaufel aus der Hand ziehen.

McMullogh hatte die Kräfte des anderen unterschätzt. Bei einem Menschen hätte er vielleicht Glück gehabt, nicht bei einem Diener

der Hölle. Der war mit menschlichen Kräften nicht zu besiegen, stemmte sich ein und lachte böse, während er selbst an dem Griff der Schaufel zog, wobei dies mit einer solchen Kraft geschah, daß McMullogh das Gleichgewicht verlor und fast bis an das Kopfende des Grabes taumelte. Mit einem nächsten Ruck riß ihm der Gehängte die Schaufel aus den Fingern.

McMullogh ahnte die Gefahr, in der er sich befand, sprang zurück, war aber nicht schnell genug.

Die Schaufel traf ihn. An der Wange erwischte sie ihn, riß das Fleisch auf und hinterließ eine schmerzende und blutende Wunde. Zudem stolperte McMullogh noch über den im Grab liegenden Lehm und wäre fast gefallen. Der nächste Schlag traf seinen Rücken. James McMullogh ging in die Knie, war aber nicht erledigt, sondern erholte sich wieder und drehte sich auf der Stelle.

So entging er dem folgenden Hieb.

Um erneut zuschlagen zu können, mußte der Unheimliche erst wieder ausholen. Das dauerte seine Zeit. Diese winzige Spanne wollte McMullogh nutzen. Er schnellte hoch, umklammerte mit beiden Händen den Grabrand und wollte aus der feuchten Kuhle klettern. Da senkte Sam Davies die Schaufel. Hatte er aufgegeben? Wollte er McMullogh entkommen lassen?

Nein, er hatte etwas viel Schlimmeres vor. Er schlug nicht mehr, sondern stieß zu. Dabei wartete er ab, bis James etwas hochgekommen war und zielte dann auf dessen Fingerspitzen.

McMullogh sah im letzten Moment das schreckliche Vorhaben seines Gegners. Er wollte die Hände noch zur Seite nehmen, sich loslassen, es war zu spät.

Das in der Mitte spitz zulaufende Schaufelblatt raste bereits zielsicher und mit einer zu großen Geschwindigkeit nach unten. Und es traf genau. McMulloghs Schrei war unmenschlich. Er fiel zurück in das Grab, blieb auf dem feuchten Lehm liegen, krümmte seinen

Körper und steckte die Hände zwischen die Knie.

Niemand half ihm, niemand hörte sein Schreien, denn es ging in den ewigen Schreien der Toten unter.

Und Sam Davies, der untote Gehängte, der wieder zurückgekehrt war, schaufelte ungerührt weiter, wobei ihn die ewigen Schreie der Toten als höllische Musik begleiteten...

Ich hatte den Namen des Geistlichen erfahren. Der Mann hieß Father Michael Facius. Und er hörte mit offenem Mund und offenen Ohren zu, was ich ihm zu berichten hatte. Natürlich hatte er von den Schreien gehört, er wußte auch über den alten Fluch Bescheid und war in die Kirche gegangen, um zu beten, während draußen vor dem Gotteshaus das Grauen in stärkster Form ablief.

»Ich wollte, daß die Gebete erhört werden. Und ich habe es geschafft«, sagte er voller Vertrauen zu mir. »Sie und das Kreuz sind der Beweis.«

Ich stand der Sache ein wenig skeptischer gegenüber. Noch hatten wir nicht gewonnen. Das teilte ich dem Pfarrer auch mit. Er ließ sich jedoch nicht von seiner Meinung abbringen.

»Nein, Mr. Sinclair«, sagte er und schüttelte seinen Kopf, auf dem das Haar grau geworden war. »Ich sehe es Ihnen an, Sie haben die Kraft, die Diener des Bösen zu besiegen. Wir werden diesen Weg gehen, und der Herr wird uns die Kraft dazu geben.«

Seinen Worten nach zu urteilen, wollte er sich an meiner Seite halten, und das war nicht schlecht, wie ich fand.

»Können Sie mir denn Genaueres sagen?« wollte ich wissen.

»Worüber?«

»Über den alten Fluch, mit dem dieser Ort hier beladen ist. Und auch über den Friedhof.«

»Ja, ja«, sagte er und nickte. »Das ist eine sehr schlimme Geschichte.«

Er legte seine Stirn in Sorgenfalten und nahm auf einer Bankecke Platz.

»Sie passierte vor ungefähr 200 Jahren, als dieses Dorf in voller Blüte stand. Hier wohnten reiche Kaufleute und gutsituierte Bürger. Sie führten ein gutes Leben, das Dorf war reich, Handel und Wandel brachten Geld, sie zogen aber auch böse Elemente an. Räuberbanden verunsicherten die Bevölkerung, und die Menschen stellten eine Bürgerwehr auf, da die Ordnungskräfte der Banden nicht Herr wurden. Es kam, wie es kommen mußte. Die Bürger waren stärker, besser bewaffnet und machten kurzen Prozeß mit den Banditen. Sie knüpften sie auf. Einer war besonders schlimm. Sam Davies. Er war zwar kein Bandenführer, aber ein Mörder, der seine Familie in einem wahren Blutrausch tötete. Man faßte ihn, und er wurde verurteilt. Der Mann mußte hängen. Als Abschreckung für die anderen ließ man ihn am Galgen, der auf dem Friedhof der Selbstmörder stand. Dort sollte er hängen, verwesen und vermodern. Während einer abendlichen Messe ging der Küster über den Friedhof. Er sah den Galgen leer, und bevor er dies noch melden konnte, wurde er schon selbst getötet. Der Tote hatte den Küster umgebracht. Seit dieser Zeit gilt der Friedhof als ein verfluchter Ort, auf dem der Geist oder der Gehängte selbst herumspukt. Er kann den Friedhof nicht verlassen, aber seine Gedanken schaffen es. Sie dringen in die Gehirne der Menschen und treiben sie zum Selbstmord. Sie sind grausam und schlimm, die Menschen können sich nicht gegen sie wehren, sie bringen sich um und werden von Paddock auf den Friedhof des Gehängten geschafft, wo er persönlich die Gräber für sie ausgehoben hat. Doch die Toten finden keine Ruhe. In manchen Nächten, so wie jetzt, gellen die Schreie über den Totenacker, und sie werden nie aufhören, denn es sind die ewigen Schreie.«

»Warum haben Sie sich nicht dagegen gewehrt?« wollte ich wissen.

Der Pfarrer lächelte verloren. »Wir wehrten uns indirekt. Schon unsere Vorfahren errichteten eine neue Kirche an anderer Stelle, und sie legten auch einen neuen Friedhof an. Er befindet sich hinter diesem Gotteshaus. Der Geist des Gehängten bleibt auf den Friedhof beschränkt.«

»Irrtum«, sprach ich gegen. »Sie haben selbst gesagt, daß seine Gedankenströme auch die Menschen außerhalb des Friedhofs erfassen, die Unschuldigen in den Tod treiben, so daß sie auf dem Selbstmörder-Friedhof bestattet werden und dort keine Ruhe mehr finden. Wie lange geht das schon?«

Der Pfarrer hob die Schultern. »Es hat sich über die Jahrhunderte hingezogen, wie ich aus den alten Chroniken meiner Vorgänger weiß. Früher nur sporadisch, aber in den letzten Wochen hat es sich gehäuft. Der Geist ist stärker geworden, und wir hören die Schreie fast jede Nacht. Am Tag verstummen sie, dann liegt der Friedhof friedlich im Sonnenschein. Aber das Böse lauert weiter, es versteckt sich tagsüber nur. Ich weiß es.« Der Pfarrer nickte.

»Haben Sie weiterhin nichts dagegen unternommen?« erkundigte ich mich.

»Nein, was sollten wir tun? Ich habe in den Predigten auf dieses Problem hingewiesen, habe die Leute zum Beten angehalten, und wenn sich jemand intensiv in das Gebet hineinkniet, dann schafft er es auch. Er widersteht der Verlockung des grausamen Selbstmordes.« Michael Facius nickte bei seinen Worten, als wollte er sich selbst damit bestätigen.

Wahrscheinlich lag er damit nicht mal daneben. Ich jedoch konnte mich nicht darauf verlassen, ich mußte zuschlagen und weiterhin zusehen, daß es zu keiner Eskalation kam.

Mein Blick traf den Fahrer des Leichenwagens. Er hockte auf den Steinfliesen, angekettet an die fest im Boden verankerte Kirchenbank. Ein paarmal hatte er versucht, die Fesseln zu lösen, es

aber nicht geschafft. »Wie steht er zu diesem Geist des Sam Davies?« erkundigte ich mich bei dem Pfarrer.

»Das soll er selbst sagen!«

Paddock schwieg, dafür bekamen wir von Helen die Antwort. »Dieser Mann ist ein Verbrecher, ein Widerling. Er hat sich schon immer zur anderen Seite hingezogen gefühlt, und der Geist des Sam Davies hat in ihm einen Diener gefunden. Paddock ist der vierte in dem Kleeblatt, von dem wir drei Mitglieder vorher gesehen haben.«

»Sie meinen Garner und seine Kumpane?«

Helen nickte. »Genau die.« Und sie zuckte zurück, als Paddock anfang zu lachen. Laut und hohl. Es hallte durch das Kirchenschiff und hörte sich an wie ein Frevel Gottes.

»Ihr wollt ihn stoppen?« höhnte er. »Ihr verdammten Heuchler wollt Sam stoppen? Nein, das wird und kann euch nicht gelingen, denn Sam ist besser als ihr. Er ist der Geist, und er wird alle in diesem Dorf in seinen Bann kriegen. Die Nacht der ewigen Schreie ist angebrochen, und er wird dafür sorgen, daß sie nie endet. Auch dann nicht, wenn die, die gegen ihn stehen, längst in ihren Gräbern liegen.«

Eigentlich hatte ich von dem Fahrer des Leichenwagens die Nase voll. Viel helfen konnte er uns nicht, und ich hatte mich entschlossen, ihn in der Kirche zu lassen. Ich bat den Pfarrer um sein Einverständnis.

»Natürlich kann er hierbleiben. Vielleicht fällt ihm ein, daß er Buße tun muß und...«

»Hör doch mit dem Shit auf, Pfaffe!« schrie der Mann und schlug mit der freien Hand nach dem Pfarrer. Er traf aber nur meinen Fuß, den ich blitzschnell hochgerissen hatte, um den Geistlichen zu schützen.

Pfarrer Facius schüttelte den Kopf. »Er ist einfach nicht zu belehren, es tut mir leid.«

Dann wandte er sich ab. Ich stieß Helen an, und wir gingen hinter ihm her.

Im Pfarrhaus trafen wir wieder zusammen. Der Pfarrer hatte die Tür zur Kirche geschlossen, so hörten wir auch die wilden Flüche des Gefesselten nicht.

»Er ist ein Mensch«, sagte ich. »Vielleicht besteht für ihn noch eine Chance, daß er sich bessert, wenn dieser Spuk einmal vorbei ist. Ich gebe bei solchen Dingen die Hoffnung nie auf und denke da ähnlich wie Sie, Herr Pfarrer.«

»Ja, das ist gut, wenn man eine positive Lebenseinstellung hat. Aber bei den anderen auf dem Friedhof fällt es mir sehr schwer, so zu denken.«

Ich hob die Schultern. »Die auf dem Friedhof leben zwar, aber nicht in unserem Sinne. Es gibt da einen Begriff, den Sie dafür einsetzen können, Herr Pfarrer. Schwarze Magie.«

»Wie?«

Der Pfarrer Facius schaute mich erstaunt an. »Damit kann ich nichts anfangen, Mr. Sinclair.«

»Leider müssen Sie sich daran gewöhnen und vielleicht auch an Zombies, lebende Tote, aber das sind momentan noch Spekulationen. Zudem hatte ich noch keinen Toten auf dem Friedhof gesehen, der schrie. Das möchte ich endlich nachholen.«

»Sorry, ich halte Sie auf«, erwiderte der Pfarrer. »Ich muß nur noch etwas holen.« Er verschwand in einem Nebenraum.

Ich wandte mich an Helen Cloud. »Wie sieht es bei Ihnen aus? Wollen Sie immer noch an meiner Seite bleiben?«

»Ja, ich kann nicht woanders hin.«

Da hatte sie im Prinzip recht. Sie wäre überall im Dorf in Gefahr gewesen, so wußte ich sie wenigstens unter meiner Kontrolle.

»Haben Sie eigentlich keine Angst, John?« wollte sie wissen. Ich nickte.

»Sie haben also Angst?«

»Natürlich.«

»Das ist seltsam.« Ein verloren wirkendes Lächeln stahl sich in ihre Mundwinkel. »Dabei habe ich immer gedacht, daß Sie sehr hart sind und alles mit der linken Hand erledigen.«

Mein Lachen klang unecht. »Mit der linken Hand, Helen? Nein, wenn es so wäre, dann hätte ich keine mehr. Ich muß da schon sehr achtgeben und soll auch keine Gefühle ausschalten. Wir haben noch nicht gewonnen.«

»Leider.«

Der Pfarrer kam zurück. Er trug ein altes Holzkreuz, an dem bereits der Zahn der Zeit genagt hatte. »Familienerbe«, erklärte er uns. »Es hat mich schon oft beschützt, und ich hoffe, daß es auch diesmal so sein wird.«

»Das hoffen wir auch.« Ich hatte die Antwort gegeben und sah, daß der Pfarrer nicht nur das Kreuz geholt hatte, sondern auch noch einen Weihwassersprenger. Das war gar nicht mal so schlecht gedacht. So gerüstet, konnten wir den Weg über diesen geheimnisvollen Friedhof schon wagen.

Wir verließen das Pfarrhaus.

Leer und verlassen stand dort der dunkle Leichenwagen. Es war eine Täuschung. Das Wort verlassen stimmte nicht. Auf seiner Ladefläche lagen zwei Tote.

Und sie machten sich auf ihre spezielle Art und Weise bemerkbar. Plötzlich begannen sie wieder zu schreien. Wir hatten uns dicht am Wagen befunden und bekamen die Schreie mit. Sie überraschten uns, Helen krallte sich an mich, der Pfarrer umklammerte sein Kreuz, ich wartete auch einen Augenblick lang ab und öffnete dann die Heckklappe des Fahrzeugs.

Nicht mehr gedämpft, waren die Schreie so laut, daß sie fast unser Trommelfell sprengten. Das Licht fiel auf ihre verzerrten Gesichter,

und wir sahen wieder das Clownsgesicht der Frau, in dem die Schminke stark verlaufen war.

»Sind sie tot?« fragte der Pfarrer mit zitternder Stimme.

»Leider, Hochwürden.«

»Und?«

Ich hielt mein Kreuz schon in der Hand. »Wir werden ihnen die echte Erlösung geben. Es ist der einzige Weg.«

»Ja, Mr. Sinclair, tun Sie das.«

Ich streckte meinen Oberkörper in den Wagen und zog die Frau etwas näher heran. Dabei konnte ich in ihr Gesicht schauen. Es war wirklich eine groteske Maske. Lächerlich und grauenhaft zugleich, ein Zerrbild. Verdrehte Augen, ein offener Mund, die zerlaufene Schminke und dazu die gräßlichen Schreie.

»Machen Sie's!« zischte der Pfarrer dicht an meinem Ohr, während sich Helen abseits gestellt hatte. »Machen Sie es jetzt.«

Er wollte es sehen, eine völlig normale Reaktion. Und ich mußte ihm den Beweis liefern, damit er mit einem ruhigen Gewissen in die Zukunft schauen konnte.

Das Kreuz verschwand im Mund der Frau.

Der Schrei wurde zu einem Gurgeln. Es klang erstickt und brach plötzlich ab. Wieder bäumte sich die Leiche hoch, die gleiche Reaktion wie bei Mrs. Cloud, dann sackte sie zusammen und blieb still sowie mit schwarzverfärbtem Gesicht liegen. Aus...

Ich nahm mir den nächsten Toten vor. Einen Mann. Sein Gesicht war grau. Spitz stach die Nase daraus hervor. Den Mund hatte er weit aufgerissen.

Bevor ich das Kreuz auf ihr niedersenken konnte, spürte ich die Wassertropfen an meiner Wange. Einige von ihnen passierten mich auch und berührten das Gesicht des Toten.

Sofort zeigten sich schwarze Flecken.

»Großer Gott, das Weihwasser!« hörte ich den Pfarrer sagen. Dann

sah er zu, wie mein Kreuz wieder in Aktion trat.

Der Tote wurde endgültig erlöst.

Drei schreienden Toten hatten wir inzwischen schon den Weg zum Friedhof des Schreckens verbaut. Wie viele mochten noch auf uns warten? Ich durfte nicht daran denken. Die nächsten Stunden wurden sicherlich zu einer Nacht des Schreckens.

Ich kroch aus dem Wagen. Pfarrer Facius und Helen Cloud standen mit bleichen Gesichtern nebeneinander.

Sie schauten betreten zu Boden, als konnten sie das alles nicht fassen oder glauben.

Ich sprach den Geistlichen an. »Nun?«

Er hob die Schultern. »Sehr überrascht bin ich nicht, weil auch ich auf die Kraft des Kreuzes vertraue«, erwiderte er mit fester Stimme.

»Das werden wir auch in Zukunft müssen, Herr Pfarrer«, erwiderte ich. Er nickte nur.

Dann gingen wir. Helen befand sich in unserer Mitte. Ich sah, daß sie eine Hand auf den Kolben der Druckluftpistole gelegt hatte. Sie wollte und sie würde sich wehren.

Niemand von uns bemerkte, daß wir von drei tückischen Augenpaaren beobachtet wurden. Sie gehörten zu drei Männern, die nur darauf warteten, freie Bahn zu bekommen...

Es waren Garner und seine beiden Kumpane.

Sie hatten den Geisterjäger und das Mädchen täuschen können, indem sie sich hüteten, etwas über ihre Freundschaft zu dem Fahrer des Leichenwagens zu sagen.

Der Fahrer war im Pfarrhaus verschwunden, um einen Toten zu holen. Das schien ihm nicht gelungen zu sein. Ansonsten wäre er zurückgekommen und nicht der Pfarrer selbst mit dem Fremden und dieser Helen Cloud.

Sofort zogen sich die Kerle zurück. Der dicke Stamm einer Ulme

gab ihnen genügend Deckung. Wer sie jetzt noch erkennen wollte, mußte schon durch den Baumstamm schauen können.

Garner ballte die Hände zu Fäusten. Die Daumen stellte er dabei hoch und schob sie unter seine breiten Hosenträger. Eine typische Geste von ihm. Er war auch der vorgeschobene Beobachtungsposten, während die anderen hinter ihm standen.

Sie sahen auch mit an, wie Sinclair die Toten erlöste, und ihr Verdacht, daß mit Paddock irgend etwas geschehen war, steigerte sich. Als die drei schließlich nicht mehr zu sehen waren, gab es auch für die Männer kein Halten mehr.

»Kommt mit«, sagte Garner.

Er lief schon vor, während Roy und Hacksei hinter ihm hertröteten. Es waren wirklich Schläger, stupide Gestalten, die mehr schlecht als recht in den Tag hineinlebten und sich von irgendwelchen Hilfsarbeiten ernährten.

Der Pfarrer hatte die Tür nicht verschlossen. Darauf hatte Garner geachtet. Er drückte die Klinke nach unten, wuchtete die Tür dann mit dem Fuß auf und betrat als erster den Flur, wo er stehenblieb und sich umschaute.

Keine Spur von Paddock.

»Ruf mal«, flüsterte Hacksei.

»Das wollte ich auch.«

Einen Herzschlag später schallte der Ruf durch das Pfarrhaus, doch er brachte nicht den erhofften Erfolg, denn Paddock meldete sich nicht.

»Haben die den umgelegt?« flüsterte Roy. Die Frage war nicht so abwegig, alle drei kannten Paddock und wußten, daß er sich nichts so leicht gefallen ließ und zum Jähzorn neigte.

»Glaube ich nicht. Der Bulle ist eher weich«, gab Garner kichernd zurück. »Da kenne ich andere.«

Während sie sich unterhielten, durchsuchten sie das Pfarrhaus. Ihren

Kumpan fanden sie nicht.

»Bleibt nur noch die Kirche«, sagte Garner, als sie wieder unten im Flur standen.

Hacksei lachte glucksend. Daraufhin fühlte sich Garner auf den Arm genommen. Sein Schlag mit dem Handrücken kam aus der Drehung, und er traf voll ins Ziel.

Hacksei fiel bis gegen die Wand. »He, was ist?« beschwerte er sich und wischte mit dem Handrücken über seine Lippen, wo eine Stelle aufgeplatzt war und das Blut hervortrat.

»Reiß dich zusammen!« zischte Garner. »Es bleibt auch nur die Kirche.«

»Da gehe ich aber nicht rein!« beschwerte sich Hacksei.

»Und ob du mitgehst, oder ich mache dich gleich einen Kopf kürzer.«

Es waren keine leeren Drohungen. Garner war berührt. Er schlug immer erst, bevor er redete.

Roy sagte überhaupt nichts. Er galt als der große Schweiger und schaute meist auf seine Schuhspitzen. Er tat immer das, was man ihm sagte. Da reagierte er wie ein Roboter, sein eigenes Denken und Fühlen schaltete er zumeist aus, wobei bei ihm auch nicht viel vorhanden war, wenn man ehrlich sein wollte.

Garner wußte, wie man vom Pfarrhaus in die Kirche gelangte. Er schob die kleine Seitentür auf, und schon standen die Männer innerhalb des Gotteshauses.

Zuerst sahen sie nicht viel. Ihre Augen mußten sich erst umstellen, dann hörten sie das Fluchen, und die Stimme kam ihnen bekannt vor.

»Paddock!« zischte Garner. Er blieb nicht stehen, sondern polterte durch die Kirchenbänke, gefolgt von seinen beiden Kumpanen. Wenig später standen sie neben dem Fahrer des Leichenwagens und schauten auf ihn herab.

Der blickte sie aus seiner Froschperspektive an. »Verdammt, ihr

Idioten, was starrt ihr so?«

Garner hob die Schultern. »Du bist doch der Idiot und hast dich übertölpeln lassen.«

»Rede kein Blech, sondern sorg dafür, daß ich endlich die verdammte Fessel loswerde.«

»Hast du den Schlüssel?« fragte Hacksei.

Da bekam Paddock fast einen Wutanfall. Er schrie und tobte, daß es durch die Kirche hallte. Seine drei Kumpane zogen die Köpfe ein, aber einen Rat wußten sie auch nicht, denn niemand von ihnen besaß ein Werkzeug, um die Handschelle zu durchtrennen.

Die Idee hatte Paddock selbst. »Holt eine normale Säge und sägt das Stück Holz von der Kirchenbank ab!«

»Und wo ist die?« fragte Hacksei.

»Bei mir im Wagen. Es gibt da eine Werkzeugkiste.«

»Ich gehe schon.« Garner lief davon. Roy und Hacksei blieben bei dem Fahrer. Sie fühlten sich innerhalb der Kirche nicht wohl. Sorgfältig hatten sie es immer vermieden, das Gotteshaus zu betreten. Seit ihrer Kindheit waren sie nicht mehr hiergewesen. Als Hackseis Mutter starb, hatte er auf dem Friedhof gewartet.

Paddock sah auch keinen Grund, sich mit den Typen zu unterhalten. Für ihn war allein Garner der Gesprächspartner, die anderen waren ihm zu dumm.

Auch jetzt noch regte er sich auf. »Wo bleibt der verdammte Idiot nur?«

»Er kommt bestimmt gleich zurück«, sagte Roy.

»Mit dir hat keiner geredet!«

Roy schwieg erschreckt.

Dann kam Garner endlich. Er hatte die Säge gefunden und hielt sie in die Höhe.

»Setz sie genau da an!« befahl Paddock und deutete mit der freien Hand auf die bewußte Stelle.

Garner nickte. Er bückte sich und drückte das gezackte Sägeblatt gegen eine kleine gedrechselte Säule. Dann begann er mit seiner Arbeit. Er stellte sich geschickt dabei an, bewegte sie Säge und schaute, wie das Holzmehl nach unten rieselte.

Auch Paddock hatte sich gedreht. Noch zweimal mußte Garner sägen, dann war der Fahrer frei.

»Endlich!« keuchte Paddock und stand auf. Er blickte die Fessel an, die sein Handgelenk umspannte, und sein Gesicht verzerrte sich dabei.

»Wenn ich den Bullen treffe, werde ich ihn bei lebendigem Leib einschaufeln«, knirschte er.

Garner hob die Schultern. »Er hat übrigens die beiden Leichen endgültig getötet.«

»Die in meinem Wagen?«

»Ja.«

»Dieser verdammte Hund. Dafür wird er noch mehr zu leiden haben, das verspreche ich euch. Kommt jetzt!«

»Und wohin?« fragte Roy. »Zum Friedhof?«

»Wohin denn sonst, du Idiot! Schließlich habe ich genügend Gräber für alle geschaufelt. Für alle...!« Er lachte wild und beeilte sich wie selten in seinem Leben.

Wir waren zu Fuß zum Friedhof gelaufen! Obwohl wir unser Ziel nicht sahen, merkten wir doch, daß wir uns ihm näherten. Die Schreie wurden lauter!

Sie gellten durch die Nacht. Eine unheimliche schaurige Melodie, manchmal schrill klingend, weil sich einige Schreie überschlugen, dann wieder monoton gleichmäßig, aber nie abbreißend, denn die Toten sollten ewig schreien.

»Wie kann man sie stoppen?« flüsterte der Pfarrer und umklammerte sein Kreuz. »Wie können wir das Grauen beenden?«

»Man muß ihnen einen Pflock durch das Herz schlagen!« erwiderte ich.

Der Pfarrer schaute mich an und flüsterte. »Das ist ja wie im Mittelalter.«

»Wollte Garner das nicht auch?« fragte Helen.

»Ja, ich glaube.«

»Dann steht er doch auf unserer Seite.«

Ich wiegte den Kopf. »Ich traue ihm nicht. Dieser Holzpflöck kann auch als ein Alibi gewertet werden, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

»Nein, weiß ich nicht...«

»Garner will uns täuschen, das ist alles.«

Helen hob die Schultern. »Wenn Sie das so sehen, John, steht er vielleicht nicht auf unserer Seite, und wir müssen weiterhin mit ihm rechnen.«

»Ja, das ist möglich. Er wird ein Gegner sein.«

Helen konnte die Antwort nicht beruhigen. Sie schaute sich vorsichtig um, entdeckte jedoch keinen. Auch ich warf einen Blick über die Schulter. Wir wurden nicht verfolgt, wenigstens nicht sichtbar. Trotzdem blieb bei mir ein ungutes Gefühl zurück. Außerdem hatte ich zwei Begleiter, und ich wußte nicht, ob und wie ich mich auf sie verlassen konnte. Waren sie stark genug, um einen Kampf durchzustehen? Diese Frage quälte mich, und eine Antwort würde ich frühestens auf dem Friedhof bekommen.

Es war nicht mehr weit. Trotz der Dunkelheit konnte ich erkennen, daß wir in einem Teil des Ortes gelandet waren, der von den Menschen nicht gern bewohnt wurde. Die Häuser waren alt, zum Teil standen sie schief, keiner kümmerte sich um eine Renovierung, es war klar, daß die Menschen wegzogen, denn sie wollten von den Schreien der Toten nicht gestört werden.

Dann sahen wir das Tor.

Es bildete die Mitte eines dichten übermannshohen Buschwerks, und ich bekam eine Ahnung von dem, was uns auf dem alten Totenacker erwartete. Sicherlich ein dichter Dschungel, im Laufe der Jahre zugewuchert und an manchen Stellen bestimmt undurchdringlich. Trotzdem mußte Platz für die Gräber sein, denn in ihnen lagen die Toten, die die ewigen Schreie ausstießen.

Die Schritte meiner beiden Begleiter wurden langsamer, je mehr wir uns dem Tor näherten.

Ich schaute auf Helen. Ihr Gesichtsausdruck war starr. Gleichzeitig nistete Furcht in ihren Augen, nur die Lippen zuckten. So wie sie ging, schien sie weiche Knie zu haben.

Ich lächelte ihr aufmunternd zu. Kein Lächeln kam zurück. Vielleicht machte sie sich Vorwürfe, doch nicht zurückgeblieben zu sein, und ich riet ihr, sich irgendwo zu verstecken.

»Nein, ich bleibe.«

»Wie werden wir vorgehen?« erkundigte sich der Pfarrer. Vor dem Tor blieb er stehen und schaute auf den Hauptweg des Totenackers, der diesen in zwei Hälften teilte.

»Wir müssen uns die Gräber anschauen, so schwer es auch fällt«, sagte ich. »Sie sind nicht offen.«

Ich schaute den Geistlichen erstaunt an. »Wie kommt es dann zu den Schreien?«

»Darüber existieren nur Gerüchte.«

»Und welche?«

»Angeblich sollen die Gesichter der Leichen auf den Grabsteinen zu sehen sein.«

Das war eine Überraschung. Ich widersprach nicht, denn in meinem Job hatte ich mir abgewöhnt, das Wort unmöglich zu gebrauchen. Statt dessen ging ich an dem Pfarrer vorbei und betrat als erster den unheimlichen Totenacker.

Es war schon eine schaurige Umgebung, die mich aufnahm. Düster,

drohend, unheimlich. Und dann die Schreie!

Jetzt, wo wir nahe daran waren, kamen sie mir noch schlimmer vor. Sie gellten in meinen Ohren, ein höllisches Konzert. Musik des Teufels, der die längst Verstorbenen durch einen seiner Diener animierte zu diesen gräßlichen Taten und Schreien.

Man hatte von einem gewissen Sam Davies gesprochen. Ich war gespannt, ob wir auf ihn stoßen würden, um diesem Spuk ein Ende zu bereiten. Ich hatte mir fest vorgenommen, daß die Schreie nie mehr zu hören sein würden, wenn wir den Friedhof verlassen hatten. Es war eine relativ helle Nacht. Wenn ich zum dunklen Himmel schaute, sah ich keine Wolkenschatten. Allerdings war Wind aufgekommen. Warm fuhr er über den Friedhof, bewegte Zweige und Äste, so daß sie einen gespenstischen Reigen aufführten.

Wie ein Schwamm das Wasser, so saugte ich die unheimliche Atmosphäre auf. Ich habe in meiner langen Laufbahn schon zahlreiche Friedhöfe betreten, keiner jedoch war wie dieser mit seinen ewigen Schreien. Bisher hatten wir uns nur auf dem Hauptweg gehalten, die Schreie jedoch erklangen zu beiden Seiten des Wegs, als mußten sich dort auch die Gräber befinden.

Ich riet den beiden anderen, stehenzubleiben, ging selbst nach rechts, um den ersten Grabstein zu suchen. Das Unkraut wuchs kniehoch. Der Boden unter mir war weich und nachgiebig. Blätter vom letzten Herbst lagen noch dort, und es raschelte, wenn ich über sie schritt. Das Geräusch konnte ich sogar trotz der Schreie hören. Dann entdeckte ich den ersten Grabstein. Zu Beginn sah ich nur das Schimmern. Etwas gelblich leuchtete es durch die nicht so sehr dicht stehenden Zweige eines Gebüschs. Und es befand sich in Bodenhöhe, nicht in der eines normal aufgestellten Grabsteins. Ich bemühte mich, möglichst leise zu gehen, bog die hohen Zweige zur Seite und bekam einen freien Blick auf den Grabstein. Meine Augen wurden groß. So etwas hatte ich noch nie gesehen, und die wenigen

Zeugen hatten nicht gelogen oder sich getäuscht. Auf den flach am Boden liegenden Grabsteinen waren in der Tat die Gesichter zweier Toter zu sehen.

Die beiden Steine lagen dicht nebeneinander. Der Zwischenraum war nicht größer als die Breite einer Hand.

Ein schauriges Bild!

Zwei Grabsteine, zwei Gesichter!

Verzerrte Totenfratzen, die sich flach auf den Steinen abzeichneten, aber keine Tiefe besaßen. Aufgerissene Mäuler, Schlünde, die wie Tunnels wirkten, tote, glanzlose Augen, verdrehte Pupillen und eine dünne Pergamenthaut, wobei die Haare auf den Schädeln mich an verfilztes Buschwerk erinnerten.

Und sie schrien! Jetzt, wo ich direkt vor ihnen stand, gellten die Schreie noch lauter. Ich verzog selbst mein Gesicht, weil ich sie nicht mehr hören konnte, hielt mir die Ohren zu, aber die Schreie verstummten nicht. Sie drangen zwar gedämpfter an meine Ohren, doch ein Ausweg war es für mich nicht.

Es gab nur eine Chance!

Ich mußte sie töten!

Langsam ließ ich die Arme sinken. Die verzerrten Gesichter stießen weiterhin die schrecklichen Schreie aus, die verdrehten Augen schienen mich durchbohren zu wollen, und mir lief es trotz der Wärme kalt den Rücken hinab.

Ich wollte schon mein Kreuz über den Kopf streifen, als ich neben mir eine Bewegung merkte. Helen kam. Sie hatte sich geduckt, drückte mit den Händen Zweige zur Seite, um ebenfalls einen Blick auf die Grabsteine werfen zu können.

Zitternd blieb sie neben mir stehen. Ich sah ihr an, daß sie etwas sagen wollte, sie öffnete auch den Mund, ihre Augen weiteten sich entsetzt, und das Gesicht wurde zu einer Fratze.

»Was ist los?« fragte ich.

Unendlich langsam hob Helen Cloud den Arm halbhoch, streckte ihren Finger aus und deutete auf den rechten der beiden Grabsteine. »Das... das Gesicht!« flüsterte sie. »Ich... ich kenne es...«

»Wer ist es?« Ich fragte nach, obwohl ich bereits einen schrecklichen Verdacht hatte.

»Mein Vater!« schrie sie. »Herrgott, es ist mein Vater!«

Die nächsten Sekunden waren schlimm. Besonders für Helen, denn sie mußte Schreckliches durchmachen. Vor ihr auf dem Grabstein zeichnete sich das Gesicht ihres eigenen Vaters ab. Ihres toten Vaters!

Sie war im nächsten Augenblick wie von Sinnen und fiel auf die Knie. Bevor ich sie daran hindern konnte, umklammerte sie den Grabstein und rief so laut den Namen ihres Vaters, daß sie sogar die Schreie damit übertönte.

Zuerst hatte ich Angst gehabt, daß das sich auf dem Grabstein abzeichnende Gesicht reagierte, daß es dreidimensional wurde, aber das geschah nicht. Es griff nicht an, sondern blieb ruhig und gelassen, wenn man den Ausdruck mal gebrauchen darf. Die Schreie stoppten nicht. Sie gellten nach wie vor.

Mir war nicht wohl zumute, ich konnte Helen in ihrer Trauer auch nicht allein lassen, sondern umfaßte ihre Schulter und zog sie wieder auf die Füße.

Sie drehte sich auf der Stelle unnd preßte sich gegen mich. Dabei weinte sie und stammelte unverständliche Worte. Ich hatte Verständnis für sie. Mein Gott, wie hätte ich reagiert, wenn ich plötzlich auf einem Grabstein das Gesicht eines verstorbenen Verwandten gesehen hätte. Wahrscheinlich nicht anders.

»Kommen Sie, Helen, Sie müssen jetzt stark sein! Gehen Sie bitte wieder zurück!«

Das Girl löste sich von mir. »Aber Vater...«

»Es gibt nur eine Lösung!«

Ihre Augen wurden groß. »Wie bei meiner Mutter?« fragte sie unter Tränen.

»Ja.«

Sie schaute mich einige Sekunden an, und ich hätte wer weiß was dafür gegeben, um ihre Gedanken zu erraten. Dann holte sie tief Luft, und gleichzeitig schnellte ihr rechter Arm vor.

Diesmal überraschte sie mich, denn ihre Finger fanden zielsicher den Griff des Silberdolchs, der in meinem Gürtel steckte. Mit einem heftigen Ruck riß sie die Waffe aus der weichen Lederscheide. Leider bemerkte ich zu spät, was sie vorhatte. Vielleicht fehlte mir auch der Mut, gegen sie hart vorzugehen, auf jeden Fall gelang es mir nicht, sie zu stoppen.

Meine Hand griff leider ins Leere, eine andere Reaktion war nicht möglich. Helen entwischte mir, war mit einem Drehschritt vor den beiden Grabsteinen und ließ sich auf die Knie fallen.

Mit diesem Fall fuhr auch ihr Arm nach unten.

»Da!« schrie sie. »Da, du verdammte Fratze. Da und da!« Während sie die Worte brüllte, stieß sie mit dem Silberdolch zu. Und sie hämmerte die Spitze gegen den flach liegenden Grabstein, wobei ich gräßliche Angst davor hatte, daß der Dolch durch den Druck abbrechen würde. Das geschah nicht.

Kaum hatte die Spitze den Grabstein berührt, als dieser seine Beschaffenheit änderte. Das harte Material verschwand, es schmolz förmlich weg, und es wurde daraus eine weiche, nachgiebige Masse, in die mein geweihter Silberdolch mühelos eindrang. Das bekam ich noch mit, als ich neben Helen stand. Fast bis zum Griff war der Dolch verschwunden, und er steckte genau zwischen den Augen.

»So!« keuchte Helen. »So, das hast du davon.« Sie setzte noch mehr Kraft ein und drückte den Dolch tiefer.

Der Schrei verstummte. Das geschah von einem Augenblick zum

anderen, er mündete auch nicht in einem Röcheln, sondern war einfach weg. Nur noch der Mund des auf dem linken Grabstein zu sehenden Gesichts war weit geöffnet. Helen schluchzte auf. Ich hatte sie zuerst zurückziehen wollen, ließ es dann bleiben, denn vielleicht hatte Helen diese Aktion gebraucht, um so mit all dem Schrecken und Grauen fertig zu werden, das sie gepackt hielt.

Hätte ich sie mal weggezogen! Plötzlich reagierte die schwarzmagische Seite.

Als Helen den Dolch schließlich aus der Masse herausriß, da hinterließ sie nicht nur eine tiefe Wunde in der Stirn, sie füllte sich auch mit Blut, das einen Herzschlag später fontänenartig in die Höhe schoß. Sehr schnell und wuchtig. Helen gelang es nicht mehr, ihren Kopf rechtzeitig genug zur Seite zu nehmen. Sie wurde von der Blutfontäne voll getroffen, die sich als makabres Muster auf ihrem Gesicht verteilte. Ich riß sie zurück.

Helen schrie, befreite sich aus meinem Griff, blieb auf dem Boden knien und schlug ihre Hände gegen das Gesicht, wobei sie das aus der Erde geschossene Blut abwischen wollte. Sie verteilte es nur noch mehr, und dicke, rote Schlieren blieben zurück.

Ich nahm mein Taschentuch. Sie riß es mir aus den Fingern, während ich ihr den Dolch aus der Faust drehte. Als sich Helen reinigte, schaute ich mir den Grabstein an.

Er sah aus wie immer.

Grau der Stein, überwachsen mit einer Mooschicht, völlig normal, so wie er auf jedem Friedhof zu sehen ist. Aus der Tiefe des Grabs vernahm ich ein letztes Geräusch.

Es war ein schweres Seufzen und Schluchzen, ein Röcheln, wie der letzte Atemzug eines Sterbenden. Danach war es auf dieser Seite still. Vorbei...

Den Dolch hatte ich wieder eingesteckt. Den nächsten Toten wollte ich mit meinem Kreuz erlösen.

Kaum hatte es das Gesicht berührt, als es eine andere Farbe annahm. Die Haut verschwand, alles wurde dunkel, und ich glaubte, dahinter helle Knochen zu erkennen. Allerdings hatten sich die Perspektiven verschoben, so daß das Bild schwammig wirkte, und der Schädel war auch zu schnell verschwunden.

Ruhe...

Wenigstens in unserer unmittelbaren Nähe, während die anderen Toten weiterhin schrien.

Eins hatten mir die letzten Sekunden gezeigt. Ich wußte jetzt, wie ich die Geschöpfe erledigen konnte. Und wir würden die Reihe der Grabsteine abgehen müssen, um jeden Toten zu erlösen.

Ich wandte mich an Helen. Blasse Blutstreifen liefen durch ihr Gesicht. Das schmutzige Taschentuch hielt sie in der rechten Faust, der Blick ging ins Leere.

Ich sprach sie an: »Kommen Sie, Helen, wir können hier nicht länger bleiben!«

Sie hatte mich nicht gehört und sprach nur flüsternd von ihrem Vater, den sie getötet hatte.

»Nein, es war kein Mord!« beruhigte ich sie. »Niemand wird Sie deshalb anklagen.«

Sie schaute zu mir hoch. In ihren Augen brannte ein verzehrendes Feuer. »Aber es war mein Vater...«

»Trotzdem.« Ich lächelte beruhigend und reichte ihr die Hand. Wie eine Puppe ließ sie sich von mir in die Höhe ziehen und warf einen Blick auf das Grab, wo sie das Gesicht ihres Vaters gesehen hatte.

»Und jetzt?« fragte sie mit stockender Stimme.

»Gehen wir zurück auf den Weg, um mit Pfarrer Facius zu sprechen«, erwiderte ich.

Sie hob nur die Schultern. Ich hielt Helen an der Hand, als wir uns wieder durch das Gebüsch schoben. Die Strecke war kurz. Wir mußten nur die sperrigen Zweige zur Seite schieben. Ich wunderte

mich, daß der Pfarrer nichts sagte, als wir aus dem Gebüsch traten, und nach einem weiteren Schritt hatte ich freies Sichtfeld.

Father Michael Facius war verschwunden!

Der Geistliche schaute dem Oberinspektor und dem Mädchen nach, bis das Gebüsch sie verschluckt hatte. Die Zweige fielen hinter ihnen zusammen wie ein dichter Vorhang, so daß von den beiden nichts mehr zu sehen war. Nur die Schreie hörte der Pfarrer noch, und sie waren schlimm genug, denn die malträtigten seine Ohren und die Nerven. Er hatte das Holzkreuz, das etwa die Größe eines Männerarms erreichte, gegen seinen Körper gepreßt. Mit beiden Händen hielt er es fest, wobei er die Finger über dem Holz zusammengelegt hatte, wie zum Gebet verschlungen.

Der Pfarrer betete auch. Aus diesen Worten schöpfte er die größte Kraft, und nur so ließ sich das Grauen leichter ertragen. Der Pfarrer war nicht sehr groß, aber er besaß eine innere Größe, die er nun im Gebet bewies. Er schien über sich selbst hinauszuwachsen und legte all sein Vertrauen in die Hände eines Mächtigeren.

An den Bergen hatte sich der Wind gesammelt. Er fiel hinunter in das weite Tal, erfaßte auch den Friedhof und spielte mit dem Haar des Geistlichen.

Wie ein schwarz angemaltes Denkmal stand er auf dem Weg, das Kreuz fest umklammert, allen Stürmen zum Trotz, ein Vertrauensbeweis dem Herrgott gegenüber.

Plötzlich störten ihn die Schreie nicht mehr. Auch nicht die Schwarze Magie, mit der dieser Friedhof ausgefüllt war. Er spürte, daß er im Endeffekt stärker war, daß die andere Seite nicht gewinnen konnte und es nicht durfte.

Minuten vergingen.

Plötzlich zuckte er zusammen, denn er hatte einen anderen Schrei gehört. Ein Schrei, der nicht zu den übrigen paßte. Er war irgendwie

menschlicher, konnte sich steigern, wurde markerschütternd und war nicht so monoton und gleichmäßig wie die Schreie der Toten. Kalt lief es dem Geistlichen über den Rücken, als er daran dachte, daß sich außer Helen, Sinclair und ihm noch jemand auf dem Friedhof aufhalten könnte.

Wirklich ein Mensch?

Der Pfarrer bewegte sich. Er wollte erst dorthin laufen, wo John Sinclair mit Helen verschwunden war, dann jedoch sagte seine innere Stimme, daß es vielleicht falsch und für den Menschen zu spät sein könnte, wenn er den anderen erst Bescheid sagte. Also mußte er selbst nachschauen. Sein Blick bohrte sich in das Dunkel, und er glitt so weit den Weg hinauf, wie es eben möglich war.

Pfarrer Facius konnte nichts erkennen. Zu dicht wucherte das Unkraut nicht nur auf den Gräberfeldern, sondern auch auf dem Hauptweg. An manchen Stellen hatte es sich so weit über den Weg gebeugt, daß sich die Zweige bereits berührten.

Abermals hörte er den Schrei.

Er blieb stehen, nickte und sah sich selbst bestätigt. Er hatte sich nicht getäuscht. Dieser letzte Schrei paßte nicht zu den Toten, den mußte ein Mensch ausgestoßen haben, der sich in Lebensgefahr befand. Aber wie weit war er noch entfernt?

100 Yards oder nur die Hälfte? Er wußte es nicht, denn er schaute nicht nur geradeaus, sondern auch nach rechts und links, suchte nach Bewegungen unter dem dichten Grün des Buschwerks. Die sich heftig bewegenden Zweige konnten ihm vielleicht verraten, wo sich der Rufer befand.

Der Geistliche wurde enttäuscht. Er lief den langen Weg durch, begleitet von den gräßlichen Schreien der Toten. Auch er war nicht mehr der Stärkste, das Alter forderte Tribut. Hinzu kam die Schwüle. An den Beinen schienen Gewichte zu hängen, er hatte Mühe, sie vom Boden zu heben, das Blut rauschte in seinem Kopf, der Atem ging

schwer und keuchend, und er wurde immer langsamer.

Zudem drückte das Kreuz. Jedes Gewicht war einfach zuviel, aber wie im Krampf hielt er es fest. Es war seine wertvollste Waffe, und die wollte er auf keinen Fall loslassen.

So torkelte er nur mehr weiter, bis er das Ende des Hauptwegs erreichte. Und da sah er das offene Grab!

Es lag auf der rechten Seite, und jemand hatte am Rand des Wegs die Büsche weggeschlagen, so daß das offene Grab am Beginn einer freien Fläche lag.

Eine freie Fläche jedoch, die mit weiteren frisch ausgeschaukelten Gräbern bestückt war. Sogar Grabsteine sah der Pfarrer. Ein paarmal holte der Pfarrer schwer Luft. Sein Gesicht verzerrte sich dabei, und ihm wurde klar, daß er hier ein Geheimnis des Friedhofs entdeckt hatte.

Aber wer hatte die Gräber geschaukelt?

Er erinnerte sich an Paddock, den Totengräber. Natürlich, er steckte mit dem unheilvollen Geist, der auf diesem Friedhof existierte, unter einer Decke.

Sam Davies, der Gehängte!

Bisher hatte der Pfarrer ihn noch nicht zu Gesicht bekommen. Auch hier in der Nähe schien er sich nicht aufzuhalten, denn als der Geistliche seinen Kopf drehte, sah er keine Gestalt und auch kein geistähnliches Wesen.

Nur die Gräber.

Und das Grab vor ihm.

Er hörte auch weiterhin die Schreie der Toten, diese nervenzerfetzende Melodie, aber er vernahm trotzdem einen röchelnden Hilferuf, und der war direkt vor ihm aufgeklungen.

Der Geistliche schaute nach unten. Erst jetzt fiel sein Blick richtig in das Grab. Er sah den Lehm darin, die feuchte, kalte Erde, und er sah unter ihr, nur zum Teil verdeckt, die Umrisse eines menschlichen

Körpers. Der sich plötzlich bewegte!

Da wurde ein Arm angezogen und in die Höhe geschoben. Und eine blutige Hand, an der einige Finger fehlten, schob sich mahrend in die Höhe, wobei gleichzeitig ein blasses Gesicht erschien, über dessen Haut noch letzte Lehmkrumen rollten.

Ein Mund öffnete sich. Es erschien eine Höhle, aus der krächzende Schreie drangen, dann die stockenden Worte, die auch die Ohren des Pfarrers erreichten.

»Flieh... flieh... er ist da. Der Geist... er bringt uns alle um... flieh so schnell du kannst...«

Stur schüttelte der Pfarrer den Kopf. »Nein, mein Freund, ich bleibe. Und ich werde dir helfen. Wer bist du?«

»Erkennst du mich nicht?«

Die Augen des Pfarrers waren nicht mehr die besten. Zudem zeigte das blasse Gesicht innerhalb des Lehmhügels auch eine schmutzige Farbe, so daß der Geistliche zweimal hinschauen mußte, um die Gestalt identifizieren zu können.

Es war James McMullogh!

Er also auch. Aber er lebte. Nur seine Frau war den schrecklichen Tod gestorben, wie der Pfarrer beim Besuch des Leichenbestatters Paddock erfahren hatte.

Mein Gott...

Der Geistliche hatte sich längst entschlossen. Der Mann war verletzt, schwer sogar, und er durfte nicht mehr länger liegenbleiben. Ihm mußte geholfen werden.

Pfarrer Michael Facius legte sein Kreuz weg, um beide Hände frei zu haben. Er kniete sich hin, streckte seine Arme in das Grab hinein und hoffte, daß der andere diese Hilfe annehmen würde, um sich in die Höhe hieven zu lassen.

Es war ein Fehler gewesen, das Kreuz zur Seite zu legen, denn so war der Pfarrer wehrlos. Und das konnte nur zu leicht ausgenutzt

werden... Als er das schleifende Geräusch hinter sich hörte, hatte McMullogh seine Hand noch nicht umfaßt. Der Geistliche ahnte die Gefahr, drehte sich blitzschnell und schaute mit weit aufgerissenen Augen auf die Gestalt, die mitten auf dem Weg stand und sich nicht rührte. Pfarrer Facius hatte sie noch nie zuvor gesehen, nur immer davon gehört, doch für ihn gab es keinen Zweifel, daß es sich bei ihr nur um einen handeln konnte.

Sam Davies!

»John, der Pfarrer, wo ist er?«

Das war eine gute Frage, die Helen da stellte, auf die ich allerdings keine Antwort wußte. Unser Begleiter war verschwunden, als hätte ihn der Erdboden verschluckt.

So etwas gab es zwar auch, dennoch glaubte ich nicht so recht daran. Da mußte etwas anderes gelaufen sein, das den Pfarrer dazu getrieben hatte, seinen Standort zu verlassen.

Aber was?

»Was können wir tun?« erkundigte sich Helen. Sie schaute sich ebenso ratlos um wie ich, denn auch sie suchte nach einer Ursache, die der Grund für das Verschwinden des Pfarrers gewesen sein könnte. Wir sahen nichts.

Nur die Schreie gellten nach wie vor über den Friedhof. Unheimlich in ihrer Monotonie, nie schriller oder leiser werdend, sondern immer gleich bleibend.

»Ob er zu einem der Gräber gegangen ist, um ebenfalls nachzuschauen?« fragte Helen.

Ich konnte die Möglichkeit nicht ausschließen, obwohl es mich gewundert hätte, denn der Pfarrer wollte abwarten, bis wir mit einem Ergebnis zurückkamen.

»Wir können ja mal nachsehen«, schlug Helen vor.

Das wollte ich auch. Dabei nahmen wir uns nicht die rechte Seite

vor, wo wir schon gesucht hatten, sondern die gegenüberliegende linke. Hier wuchsen die Büsche noch dichter. Zum Teil waren es Brennesseln und Dornengewächse, die uns ein Weiterkommen sehr erschwerten. Mit den Füßen mußte ich zutreten, damit wir uns einen Weg durch das Gebüsch bahnen konnten.

Helen schüttelte den Kopf. »Diese verfluchten Schreie!« knirschte sie.

»Die machen mich noch verrückt und treiben mich zum Wahnsinn. Wenn sie doch aufhören würden!«

»Wir schaffen das schon«, erwiderte ich zuversichtlich und konnte bereits die nächsten beiden Grabsteine erkennen. Diesmal lagen sie hintereinander, und auf dem hinteren Grabstein war das Gesicht einer Frau zu erkennen.

Nein, nicht einer Frau. Das eines Kindes!

Ich preßte die Lippen zusammen. Auch Helen hatte das Kindergesicht gesehen, und sie schluchzte auf.

»Kennen Sie die Kleine?« fragte ich.

»Ja, ich habe von ihr gehört. Sie war erst acht. Es muß vor mehr als 30 Jahren geschehen sein, die Leute erzählen sich noch heute von ihrem Tod. Sie ist damals so spurlos verschwunden wie alle, die auf diesem Friedhof liegen. Hier finden wir tatsächlich Zeugen der letzten beiden Jahrhunderte.«

Ich hielt das Kreuz schon in der Hand.

»Auch das Kind?« fragte Helen.

Mein Nicken war Antwort genug.

Helen preßte ihre Hände gegen das Gesicht. Sie wandte sich ab, weil sie nicht hinschauen konnte, während ich einer traurigen und makabren Pflicht nachkam.

Ein wächsernes Kindergesicht mit weit aufgerissenem Mund starrte mich an. So mußte die Kleine auch ausgesehen haben, als sie gestorben war. Der Himmel mochte mir verzeihen, als ich das tat,

was ich tun mußte. Der helle monotone Kinderschrei brach ab. Auch das Gesicht verschwand vom Grabstein, er sah wieder wie normal aus. Die Frau mußte ich ebenfalls erlösen. Als ihr Gesicht verschwand, glaubte ich, so etwas wie ein befreites und letztes Lächeln auf den spröden Leichenlippen zu sehen.

Vielleicht hatte ich es mir auch nur eingebildet, denn meine Nerven waren seit diesen Erlebnissen auch nicht mehr die besten. Ich war hier in einen Horror hineingeraten, für den ich wirklich keinen Namen mehr wußte.

In der Nähe, nur durch eine Brombeerhecke getrennt, lagen drei weitere Gräber. Die Hecke war schon zum Teil nach unten getrampelt worden, dort konnte ich hergehen und kam einer weiteren traurigen Pflicht nach. Helen wartete auf mich. Sie stand irgendwie schutzlos da, jedenfalls hatte ich das Gefühl. Sie mußte wirklich mit ihren Nerven am Ende sein, denn sie hatte an diesem Tage den Tod ihrer Eltern noch einmal nachvollziehen können. Hoffentlich kam sie darüber hinweg. Ich nahm mir vor, meinem Vater Bescheid zu geben, damit er hin und wieder ein Auge auf Helen warf.

»Erledigt?« fragte sie mich, als ich wieder auf sie zukam.

»Ja.«

»Den Pfarrer haben Sie nicht gefunden, John?«

»Nein, er lag nicht hier, wenn Sie das meinen. Ich glaube jedoch, daß er sich irgendwie hätte verständlich gemacht, falls er sich in der Nähe aufhält.«

»Ja, das habe ich auch gehofft.«

Ich legte einen Arm um ihre Schultern. »So, wir gehen jetzt zurück und lassen die Gräber erst einmal in Ruhe.«

»Warum?«

»Weil ich sehen möchte, wo sich der Pfarrer aufhält. Ganz einfach. Wahrscheinlich hat er den ganzen Weg inspiziert. Es ist immerhin eine Möglichkeit.«

»Warum sollte er das getan haben?«

Ich hob die Schultern und räumte gleichzeitig Zweige zur Seite, damit Helen daran vorbeischlüpfen konnte. »Vielleicht hat er ihn gesehen, Sam Davies.«

»Meinen Sie?«

»Alles ist möglich.«

Die Schreie in unserer unmittelbaren Umgebung waren durch unser Mitwirken verstummt. Eine direkte Wohltat, denn wir hörten schon wieder unsere Schritte.

Mit dem Handrücken wischte ich den Schweiß von meiner Stirn. Auf der Haut blieb ein Fettfilm zurück. Der Wind war noch warm, die Schwüle hatte zugenommen, und als wir den Weg betraten, da wehte er uns einen schweren Blütenduft entgegen, der irgendwie süßlich war und zu dieser Atmosphäre paßte. Ich spürte auch etwas anderes. Es war wie ein Hauch. Allerdings kein Windhauch, sondern der einer Gefahr.

Wenn man so lange in einem harten Job gearbeitet hat wie ich, dann bekommt man dafür einen Riecher. So einen sechsten Sinn. Es lag etwas in der Luft.

Meine Hand näherte sich dem Griff der Beretta, das Kreuz hing vor meiner Brust. Helen hatte etwas bemerkt, schaute mich an und fragte:

»Haben Sie was, John?«

»Möglicherweise.«

»Und?« Das eine Wort wurde von ihr mit leicht schriller Stimme ausgestoßen.

»Ich weiß es nicht so genau, doch irgend etwas scheint mir anders zu sein...« Dabei wollte ich die Beretta ziehen, doch dazu ließen es die anderen nicht kommen. Direkt hinter mir hörte ich die krächzende, aber auch haßerfüllte Stimme Garners.

»Finger weg von der Kanone, Bulle, oder wir jagen dir das Blei in den Schädel!«

Es war deutlich genug!

Ich hütete mich, auch nur eine falsche Bewegung zu machen. Helen befand sich etwa zwei Schritte von mir entfernt. Auch sie war geschockt. Wie ich mußte sie mit ansehen, wie vor ihr zwei Typen das Gebüsch verließen, in dem sie gelauert hatten. Bewaffnet waren sie mit Messern, und wir erkannten in ihnen die beiden Kerle, die auch mit Garner zusammen gewesen waren.

Sie hatten uns reingelegt, davon biß keine Maus den Faden ab. Erst in Sicherheit gewiegt, dann zugeschlagen. Nicht die feine englische Art. Aber wir konnten leider nichts unternehmen.

Nah trauten sie sich nicht heran. Sie blieben dicht hinter der Wegbegrenzung stehen, hatten die Arme ein wenig angewinkelt und hielten die Messer so, daß die Spitzen genau auf uns wiesen. Hinter mir hörte ich Schritte. Den Geräuschen nach zu urteilen, von zwei Personen. Ich konnte mir vorstellen, wer diese beiden waren. Garner und der Leichenwagenfahrer Paddock. Sicherlich war letzterer von seinem Kumpan befreit worden.

Garner redete mich an. »Du hast so eine schöne Kanone, Bulle. Viel zu schade für dich. Nimm sie und wirf sie zu Boden. Aber hübsch vorsichtig, sonst werde ich sehr sauer.«

Das Spiel war mir bekannt. Mit zwei Fingern zog ich die Beretta hervor. Vielleicht hätte ich dennoch alles auf eine Karte gesetzt, aber ich mußte auch an Helen denken und an die Aufgaben, die noch vor mir lagen. Erst einmal Zeit gewinnen.

Die Pistole fiel zu Boden, was bei Garner ein glucksendes Lachen auslöste. »Kick sie weg, Bulle!«

Mit dem Fuß trat ich dagegen. Die Beretta schlidderte durch das hohe Gras.

»Weißt du, was ich auf den Tod nicht leiden kann, Sinclair?« sagte Garner. »Bullen und Pfaffen!«

»Und ich auch nicht«, meldete sich Paddock, was er mir im nächsten Moment auch bewies.

Den Schlag sah ich nicht, ich hörte ihn nur. Als ich das Pfeifen vernahm, war es bereits zu spät. Da dröhnte mir meine Handfessel zusammen mit der Faust bereits in den Nacken.

Etwas explodierte in meinem Kopf. Da schien jemand ein Stück Eisen von unten her in die Schädeldecke hochgetrieben zu haben. Ich kippte nach vorn, meine Bewegungen wurden schlapp, und es gelang mir nicht, mich auf den Beinen zu halten. In den Knien sackte ich weg und fiel zu Boden.

Ausgerechnet mit dem Gesicht in eine Brennessel. Verzweifelt bemühte ich mich, nicht bewußtlos zu werden. Ich biß die Zähne so hart zusammen, daß es knirschte, kämpfte gegen den Schmerz und das dumpfe Gefühl in meinem Kopf an, wobei es mir tatsächlich gelang, diese Empfindung zurückzudrängen. Ich wurde nicht bewußtlos, hörte die Stimmen über mir allerdings wie durch einen Wattebausch gedämpft.

»Darauf habe ich schon lange gewartet. Dieser verdammte Bulle. Kettet mich an eine Kirchenbank an. Nicht mit mir, mit mir nicht.« Er lachte häßlich.

Wie ging es weiter?

Das sollte ich schon bald merken. Die vier Kerle zogen auch Helen mit hinein.

Garner redete wieder. »Hör zu, Süße, du wirst unserem Freund das Kreuz abnehmen, klar?«

»Nein, warum, ich...«

Ein klatschendes Geräusch bewies mir, daß Helen geschlagen worden war. Und einer der Kerle sagte: »Noch einmal so dumm dahergeredet, dann wird dich mein Messer kitzeln.«

Helen gab keine Antwort. Ich lag wie paralysiert auf der Erde und versuchte, wieder zu Kräften zu kommen. Dabei merkte ich, daß

Helen neben mir in die Knie ging. Ihre Hände fanden mein Kinn, dann hob sie den Kopf an, damit sie die Kette über meine Haare streifen konnte. Das klappte auch, und ich war meine stärkste Waffe im Kampf gegen die Finsternis los.

Irgendwie schien die Kette zu haken, denn Helen beugte sich noch weiter vor, und ich spürte plötzlich ihre Lippen dicht an meinem Ohr. Die Worte waren nur ein Hauch, allerdings verständlich, und sie sollten mir Mut geben.

»Keine Angst, John, wir schaffen es. Einer hat nur ein Gewehr. Ich glaube, es ist eine Schrotflinte...«

»He, du Nutte, was gibt es da zu reden!« grölte Garner. »Wirf das verdammte Ding da lieber weg.«

Helen schaltete schnell. »Ja, ja, ich hatte es schon vorgehabt.«

Dabei sah ich nicht, wie sie mein Kreuz wegschleuderte. Ich hörte nur ein zufriedenes Rülpsen, das einer der Kerle ausstieß. Ich ärgerte mich wahnsinnig. Da war es vier Dorfschlägern tatsächlich gelungen, mich reinzulegen. Dabei hatten es Dämonen und finstere Geschöpfe so oft versucht und es nicht so direkt geschafft. Vielleicht dachten sie auch zu kompliziert.

Ich wußte nicht genau, was die vier Kerle mit mir vorhatten, wobei es eigentlich nur zwei Möglichkeiten gab. Entweder erledigten sie mich sofort oder spielten mich diesem Geist in die Hände, damit er das vollenden konnte.

Beides war für mich tödlich...

»Geh mal zur Seite!« forderte Garner Helen auf, und ich hörte ihre Schritte, wobei die Füße durch das hohe Gras schleiften. Das vernahm ich deutlich, ein Zeichen, daß meine Sinne wieder funktionierten und ich mich langsam erholte.

Die Beklemmung war abgeschüttelt. Ich konnte die Hände krümmen und auch die Zehen bewegen. Jetzt konnte ich mich auch wehren, wenn es darauf ankam.

Als Helens Schritte verstummten, kam Garner. Auch ihn hörte ich. Er trat wesentlich härter als das Mädchen auf, und ich sah auch seinen Schatten, der über mich fiel.

Meine Hände hatte ich flach auf die Erde gepreßt. Sollte ich hochschwingen und davonrennen oder mich auf einen der Kerle stürzen? Es waren müßige Überlegungen, denn die anderen reagierten schneller als ich. Vor allen Dingen Garner, der mich ebenso haßte wie Paddock.

Garner senkte die Waffe und preßte mir die Mündung der Schrotflinte gegen den Kopf.

»Wenn ich jetzt abdrücke, Bulle, hat es dich gegeben!« keuchte er und lachte.

Die anderen stimmten in das Gelächter mit ein, während mir der Schweiß aus allen Poren brach.

Das waren keine Spaßvögel, die wollten ernst machen. Für sie zählte nur, daß der Herr dieses Schreckensfriedhofs nicht gestört wurde und seine Herrschaft ausweiten konnte, dafür nahmen sie auch einen Mord in Kauf.

»Los, leg den verdammten Bullen endlich um!« zischte Paddock.

»Okay, denn!«

Mein Herz raste plötzlich. Auf einmal war die schreckliche Stunde des Todes ganz nah. Überfallartig war sie gekommen, ich hatte mich nicht darauf vorbereiten können...

Dann wurde geschossen!

Pfarrer Michael Facius glaubte, seinen Augen nicht trauen zu können. Was er sah, das paßte in einen Horrorfilm oder einen entsprechenden Roman, aber kaum in die Wirklichkeit.

Vor ihm stand tatsächlich Sam Davies, der Gehängte!

Er war eine Ausgeburt an Häßlichkeit. Knochenhände, ein zum Teil geschwärztes Gesicht und lumpige Kleidung. Steinalt war er, aber er

lebte, die Zeit hatte ihn nicht umbringen können. Er war auch nicht zu Staub verfallen, denn der Teufel hatte schützend seine Klaue über ihn gehalten.

Und nun? Der Geistliche saß diesem Horrorwesen gegenüber und mußte zugeben, daß er Angst bekommen hatte. Ein unheimliches Etwas war Sam Davies, eine Ausgeburt des Teufels, und er würde kein Pardon kennen, dessen war sich der Pfarrer bewußt. Er hatte in dem offenen Grab hinter sich erlebt, zu welchen Taten der Unheimliche vor ihm fähig war, und er brauchte nur die ewigen Schreie zu hören, um zu wissen, welches Schicksal vielleicht auch ihm bevorstand.

»Du bist es, nicht?« fragte er, als er sich wieder ein wenig gefangen hatte.

»Ja, ich bin Sam Davies«, antwortete die Gestalt.

»Und was willst du hier in dieser Zeit? Hast du nicht schon genug Unheil angerichtet? Reichten dir die letzten Jahrhunderte nicht? Willst du die Menschen weiterhin quälen und malträtieren? Geh zurück, Sam Davies! Weiche von hier, denn du hast hier nichts zu suchen. Geh dorthin, woher du gekommen bist, einen anderen Rat kann ich dir nicht geben! Laß die Toten in Ruhe, damit dieser Friedhof wieder das werden kann, was er einmal war.«

»Du redest viel, Pfaffe!« drang es dumpf aus dem Maul des Gehängten.

»Sehr viel sogar. Aber ich lasse mich von dir nicht einwickeln. Ich habe dafür gesorgt, daß die ewigen Schreie wieder aufgeklungen sind. Und sie werden nie mehr stoppen. Meine Rache ist da. Jeden aus dem Dorf wird es erwischen, es ist Platz genug für alle auf diesem Friedhof, den ich angelegt habe, den Satan zu ehren.« Ein hohl klingendes Gelächter drang aus seinem Maul, und der Pfarrer zuckte zusammen, als er es vernahm. Hinter sich hörte er das Stöhnen des Schwerverletzten. Er dachte an McMullogh, der einen Arzt

brauchte, und er dachte auch an John Sinclair, der ja von alldem hier nichts ahnte, weil er sich vorn auf dem Friedhof befand und einfach zu weit entfernt war. Der Geistliche mußte sich schon allein helfen. Aber kam er gegen dieses Wesen überhaupt an, unter dessen schwarz gefärbtem oder verkohltem Gesicht knallrot die Schiingennarbe leuchtete, die der Seildruck beim Hängen hinterlassen hatte.

Das Bild des Abscheus und des Grauens.

Michael Facius vertraute auf die Kraft des Kreuzes. Davor hatte noch jeder kapituliert. Der Teufel war niemals stärker als das Kreuz. Schon der Heilige Antonius hatte der Versuchung des Satans widerstanden, das Kreuz hatte ihn gerettet, und in diesen Augenblicken fühlte sich der Geistliche ähnlich wie sein Vorbild, das vor langer, langer Zeit gelebt hatte.

Er drehte sich zur Seite, wollte das Kreuz fassen und griff ins Leere. Er erschrak, weil er zudem das häßliche Lachen des anderen hörte, und dem Pfarrer fiel mit Schrecken ein, daß er es gewesen war, der das Kreuz aus der Hand gelegt hatte, um dem Verletzten aus dem Grab zu helfen.

Da hatte er sich ins eigene Fleisch geschnitten.

Das merkte auch Sam Davies. Bevor der Pfarrer ein zweites Mal reagieren konnte, hatte der Unheimliche die Chance erkannt. Seine Knochenhände legten sich zusammen und wurden vorgetrieben. Der Pfarrer sah das Unheil kommen, er konnte ihm jedoch nicht ausweichen, denn er besaß nicht mehr die Reaktionsschnelligkeit wie vor 20 Jahren.

Am Kopf wurde er zwar nicht getroffen, den hatte er noch schnell genug zur Seite nehmen können, dafür bekam er den im wahrsten Sinne des Wortes knochenharten Hieb an der rechten Schulter mit. Auch sein Schlüsselbein wurde in Mitleidenschaft gezogen, und er hatte Mühe, einen Schmerzensschrei zu unterdrücken.

»Ins Grab mit dir!« dröhnte die Stimme des Unheimlichen in den

Ohren des Geistlichen, als er sich bereits auf den Weg nach hinten befand und das Übergewicht bekam.

Er schlug auf den Lehm und auch auf den Verletzten. James McMullogh stöhnte auf, dann kippte der andere Körper nach hinten und drückte ihm die Atemluft ab.

Am Grabende aber stand Sam Davies. Die Arme hatte er hochgerissen. Blutrot leuchtete die Schiingennarbe an seinem Hals. Aus dem Maul drang ein hallendes Gelächter, das schon mehr an das ferne Grollen eines Gewitters erinnerte.

»Ein Grab für zwei!« schrie er. »Ein Grab für euch zwei. Das ist die Rache des Gehängten...«

Es fiel ein Schuß!

Ich rechnete tatsächlich mit dem endgültigen Aus, denn einer Ladung Schrot konnte ich nichts entgegensetzen. Aber die Schwärze des Todes blieb aus. Statt dessen vernahm ich andere Geräusche. Ein erstickt klingendes Gurgeln, einen schleifenden Schritt, dann fiel etwas dicht neben mich, danach ein schwerer Fall und im nächsten Augenblick die Flüche der Männer, in die sich wieder ein Schrei mischte, ähnlich klingend wie der erste.

Was war geschehen?

Um mir darüber Gedanken zu machen, hatte ich keine Zeit. Ich mußte sofort etwas tun, sonst war alles verloren. Gedankenschnell rollte ich mich zur Seite und spürte etwas Hartes unter meinem Körper. An den Umrissen erkannte ich die Schrotflinte, die Garner aus den Händen gefallen war.

Was ich hier etwas breit erzähle, spielte sich tatsächlich innerhalb einer kurzen Zeitspanne ab.

Ich schaltete richtig, packte die Schrotflinte und wälzte mich mit ihr herum, um meinem Körper dabei den nötigen Schwung zu geben, damit ich in eine sitzende Stellung gelangte.

Die Waffe hielt ich im Anschlag, mein Finger lag am Abzug, und ich sah, was sich abgespielt hatte.

Neben mir lag Garner.

Wahrscheinlich tot, denn er war von einem Geschloß getroffen, das Helen abgefeuert hatte. Der kleine Eichenpfeil der Druckluftpistole steckte genau in seinem Hals.

Ein zweiter, es war Paddock, kniete am Boden. Auch er war getroffen worden. Weiß schimmerte sein Gesicht. Er hatte eine Hand halb erhoben und preßte sie auf die Brust. Der kleine Pfeil hatte ihn in Höhe des Herzens getroffen.

Zwei Hauptakteure hatte Helen ausgeschaltet. Sie stand da, als wäre sie aus Stein. Breitbeinig, die Arme vorgestreckt und die Druckluftwaffe mit beiden Händen haltend. Mund und Augen waren aufgerissen, wahrscheinlich hatte sie noch nicht richtig erfaßt, wie sehr sich die Lage durch ihr Eingreifen verändert hatte. Wenn sie es aber merkte, würde der Schock kommen, und bis dahin mußte ich die Situation fest im Griff haben.

Ich kam auf die Füße.

Es war schwierig, zudem hatte ich sehr viel Schwung hinter diese Aktion gelegt, und hundertprozentig fit war ich auch noch nicht, denn ich merkte deutlich, wie der Boden unter mir schwankte und sich die anwesenden Personen von einer Seite zur anderen bewegten, als wären sie aus Gummi und jemand würde daran ziehen.

Eine Schwäche konnte ich mir nicht erlauben. Besonders deshalb nicht, weil noch zwei kampffähige Männer vor mir standen. Auf ihren Gesichtern war das Entsetzen darüber abzulesen, daß sich die Situation so schnell geändert hatte, aber sie machten mir auch den Eindruck, daß sie nicht aufgeben wollten.

»Weg mit den Messern!« Ich drehte die Schrotflinte, so daß die Mündung in Richtung der beiden Kerle wies.

Sie zögerten, schauten mich lauernd an. Auf ihren Gesichtern sah

ich das Zücken, ein Zeichen dafür, daß sie einen inneren Kampf mit sich selbst ausfochten.

Sollten sie - sollten sie nicht?

»Weg damit!«

Da spielte mir Helen einen Streich. Trotz der über den Friedhof gellenden Schreie hörte ich ihr Seufzen, sah, wie sie zitterte, dann folgte der Zusammenbruch.

Helen konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten, ein Taumel erfaßte sie und riß ihr buchstäblich die Beine weg. Sie kippte um wie eine Puppe.

Das wollten die beiden Kerle nutzen. Einer hob seinen Arm, um die Klinge zu schleudern.

Ich mußte schneller sein als der blitzende Stahl und feuerte. Die Mündungsflamme, die aus der Öffnung schoß, hatte die Länge einer Hand. Mit ihr kam das Schrot. Gehacktes Blei, Nägel und was weiß ich nicht alles.

Ich hatte tief gehalten, um auch den Rückschlag der Waffe auszugleichen, denn töten wollte ich nicht.

Bevor der Kerl sein Messer auf die Reise schicken konnte, riß ihm die Schrotladung beide Beine weg. Die Ladung hackte in Waden, Knie und Oberschenkel, der Mann führte eine groteske Bewegung aus und fiel danach zu Boden.

»Los, Roy!«

Der Befehl mischte sich in das Echo des Schusses, das über die Gräberreihen hallte. Und ausgestoßen hatte ihn Paddock. Er war also nicht so schwer verletzt, vielleicht hielt ihn auch der Haß auf mich aufrecht, und Roy, der seinen Kumpan hatte fallen sehen, reagierte wie ein Automat.

Er sprang auf mich zu, wollte das Messer schleudern, und mir wurde klar, daß ich auf so eine kurze Entfernung kaum ausweichen konnte. Schießen war ebenfalls nicht drin, denn die alte Flinte besaß

nur einen Lauf. Trotzdem wehrte ich mich.

Wuchtig schleuderte ich das Gewehr dem anstürmenden Roy entgegen, der damit nicht gerechnet hatte, zwar noch ausweichen wollte, es allerdings nicht schaffte. Die Flinte traf ihn mit ihrem Kolben hart an der Schulter. Ausgerechnet noch an der rechten, denn in der Hand hielt er das Messer.

Der Treffer war so hart, daß er Roy herumschleuderte und dieser nicht mehr daran dachte, die Waffe zu werfen. Zu Boden ging er nicht, denn er war hart im Nehmen. Dafür stieß er einen wilden Fluch aus, änderte die Richtung und torkelte auf mich zu.

Ich hatte mich wieder gefangen, war nach vorn gelaufen und bückte mich. Da lag die Beretta.

Meine Hand faßte zu wie eine kampfbereite Klapperschlange. Noch in hockender Stellung drehte ich mich und zielte genau auf den heranstürmenden Roy. »Bleib stehen, Junge!«

Der hörte meine Stimme und merkte, daß es mir verdammt ernst war. Einen Schritt zur Seite machte er noch, dann stand er still.

»Und jetzt weg mit dem Messer!« Roy sah ein, daß ich die besseren Argumente in meiner Hand hielt. Er öffnete die Faust, der Griff rutschte an seiner Handfläche entlang, die Waffe fiel zu Boden.

»Wunderbar«, sagte ich, kam hoch, ging auf Roy zu und hob auch meinen rechten Arm etwas an. Roy wußte, was folgen würde. Er wollte seine Hände als Deckung benutzen, ich war schneller. Zwischen den Fingern der Hände hindurch fand der Berettalauf zielsicher seinen Weg. Er traf die Stirn des Schlägers, und der Hieb schickte Roy zu Boden, wo er bewußtlos liegenblieb.

Das war geschafft.

Ich schaute mich um.

Garner rührte sich nicht mehr. Dort, wo das Geschoß in seinem Hals steckte, sah ich einen dunklen Blutfaden.

Paddock war auch unfähig, sich zu wehren. Er lag auf dem Rücken,

sein Gesicht war verzogen, und die Hand drückte gegen die Einschußstelle in der Brust.

Der erste Messerheld, dessen Namen ich nicht wußte, hatte die Schmerzen ebenfalls nicht überstehen können. Eine tiefe Bewußtlosigkeit hielt ihn umfassen. Wie auch Paddock brauchte er einen Arzt, aber an den konnte ich jetzt nicht herankommen, die andere Sache war wichtiger.

Blieb noch Helen.

Sie lehnte am Stamm eines Baumes. Ich hatte nicht gesehen, wie sie dorthin gegangen war. Sie starrte ins Leere. In der rechten Hand hielt sie noch immer die Pistole, doch der Arm war nach unten gesunken, und die Mündung wies zu Boden.

Ich ging zu ihr. Sie schaute mich an und schüttelte den Kopf. »Habe... habe ich ihn getötet?« fragte sie mit tonloser Stimme.

»Es war Notwehr«, erklärte ich.

Sie schien mich nicht verstanden zu haben, denn ihr Blick ging durch mich hindurch.

»Nein... nein... ich...«

Hoffentlich hatte sie keinen Schock bekommen. Ich faßte Helen an der Schulter. »Mädchen, reiß dich zusammen. Wir haben es soweit geschafft, dann werden wir den Rest auch noch schaffen. Verstanden?«

»Ja, ja...«

Ich glaubte ihr nicht, aber die Zeit drängte. Schnell ging ich zurück und hob mein Kreuz auf. Normalerweise hätte ich mich intensiver um Helen gekümmert, aber ich dachte an den Pfarrer, der sich in großer Gefahr befand. Wir hatten zwar nichts vernommen, doch ich mußte einfach von einer Gefahr ausgehen.

»Helen, kommen Sie!« drängte ich, nahm ihre Hand und zog sie vom Baumstamm weg.

Sie schaute mich abermals mit ihrem leeren Blick an und flüsterte

heiser:

»Er ist tot, nicht?«

»Sie haben mir das Leben gerettet, Helen, so müssen Sie es sehen. Es war Notwehr, wirklich.«

»Notwehr?« Sie wiederholte das Wort und schien dem Echo nachzulauschen. Dann schüttelte sie den Kopf und hob gleichzeitig die Schultern, wobei sie auch noch die Waffe fallen ließ, die ich rasch aufhob und einsteckte. Helen konnte ich damit nicht mehr belasten. Sie hatte Schlimmes durchgemacht, und ich wollte sie, wenn eben möglich, aus der Gefahrenzone halten.

Einen letzten Blick noch warf ich auf die Männer. Für die Verletzten wollte ich so schnell wie möglich einen Arzt besorgen, wenn alles vorüber war. Ihnen mußte geholfen werden.

Dann gingen wir.

Mit jedem Schritt wurden die Schreie der Toten lauter. Ich hatte einige erlösen können, aber wesentlich mehr befanden sich noch auf diesem Friedhof.

Dem Friedhof der ewigen Schreie. Ein Selbstmörder-Friedhof. Die alten Sagen und Legenden hatten nicht gelogen. Es gab ihn, und ich befand mich inmitten des Strudels aus Grauen und Entsetzen. Im Vorbeigehen sah ich die Gesichter der Toten durch das dichte Gestrüpp schimmern. Wenn sich die Grabsteine nahe am Wegrand befanden, zeichneten sie sich bleich auf dem grauen Stein ab. Die Schreie malträtierten mich. Obwohl sie immer da waren, konnte ich mich nicht an sie gewöhnen.

Helen hielt sich neben mir. Den Kopf hatte sie gesenkt. Manchmal sprach sie auch, allerdings mehr mit sich selbst, ich konnte kein Wort verstehen.

Meine innere Uhr war auf Alarm eingestellt. Ich wußte plötzlich, daß wir auch ihn sehen würden.

Sam Davies.

Er mußte da sein. Ich spürte seine Nähe, seine Anwesenheit, obwohl ich ihn nicht sah. Dafür hörte ich ihn.

Vor uns, wo der Weg in einem geheimnisvollen Dunkel verschwand, vernahm ich das donnernde Lachen. Nein, so lachte nicht der Pfarrer, da gab es nur einen, der das tat.

Der Gehängte!

Ich war am Ziel...

Auch der Pfarrer bekam den schweren, feuchten Lehm zu spüren, der von der Schaufel geschleudert wurde und sein Gesicht traf. Er hatte sich aufgesetzt, wurde jedoch wieder zurückgeworfen und fiel halb auf den schwerverletzten McMullogh.

Der wimmerte nur noch.

Er mußte schreckliche Schmerzen haben. Der Geistliche hatte dessen Hand gesehen, wo ein Teil der Finger zur Hälfte fehlte. Ein grauenhaftes Bild und gleichzeitig eine Warnung für ihn, denn Sam Davies würde ebenso reagieren, wenn er das Grab verlassen wollte. Das hielt sich Michael Facius immer vor Augen. Manchmal gelang es ihm, einen Blick in die Höhe zu erhaschen. Er sah dann Sam Davies am Fußende des Grabes stehen und schaufeln. Breitbeinig hatte sich der Gehängte mit der Narbe unter dem schwarzen Gesicht aufgebaut. Er arbeitete wie ein Roboter. Schaufel für Schaufel schleuderte er in die kühle Tiefe des Grabs. Dabei sprach er von seiner Rache, die alle treffen würde, seine Arbeit wurde von den ewigen Schreien begleitet, die dem Selbstmörder-Friedhof ein gespenstisches Leben gaben. Pfarrer Facius kümmerte sich rührend um McMullogh. Er dachte dabei weniger an seine eigene Sicherheit, als nur an den Mann, der ein so schweres Schicksal hinter sich hatte.

Die Schmerzen mußten sehr schlimm sein. McMullogh konnte sich kaum bewegen und dem nach unten fallenden Lehm ausweichen. Dafür sorgte der Geistliche. Er hatte seine Arme unter die Achseln

des Mannes gelegt, kniete selbst und versuchte dabei in dem engen Grab, dem von oben fallenden Lehm zu entgehen.

Es war nicht einfach, denn Davies schaute, wohin er seine vollen Schaufeln schleuderte. Dabei sorgte er dafür, daß die beiden Männer auch getroffen wurden.

Er war eben ein Satan.

Das wußte auch der Pfarrer. Und er dachte daran, womit man den Satan bekämpfen mußte.

Feuer bekämpfte man mit Wasser, die Hölle aber nur durch das Kreuz, denn es war schon vor 2000 Jahren Sieger über das Böse gewesen. Michael Facius vertraute auf seinen Gott, der ihm immer genügend Kraft gegeben hatte und sie ihm auch weiterhin geben würde. Das große Kreuz hatte er verloren. Es lag außerhalb des Grabes. Allerdings besaß er noch sein kleines Silberkreuz, das Geschenk eines Abts, als er das Kloster verlassen hatte, in dem er seine Ausbildung zum Priester erfahren hatte.

Wie der Oberinspektor John Sinclair, so hatte auch er das schlichte Kreuz um seinen Hals hängen. Allerdings hing es von der Kleidung versteckt, und der Geistliche hoffte, daß er mit diesem Kreuz das Böse bannen konnte.

Hastig ließ er den Schwerverletzten los, denn er brauchte beide Hände. Seine Finger fuhren unter die Kleidung. Sie fanden auch die schmale Kette, an der das Kreuz hing, und als die nächste Ladung Lehm in das offene Grab flog, da konnte der Pfarrer nicht mehr ausweichen. Sie traf sein Gesicht und einen Teil des Oberkörpers.

Er wurde nach hinten geworfen, wobei er von seiner eigentlichen Aufgabe nicht abging.

Der Lehm war feucht. Er blieb an seiner Kleidung und auch auf der Haut kleben, doch um diese Nebensächlichkeiten kümmerte sich der Pfarrer nicht. Er dachte nur an sein Kreuz und an dessen Einsatz gegen das Böse.

Als er es in der Hand hielt, atmete er auf, wartete die nächste Ladung ab, preßte sich gegen die Innenwand des Grabs und wich dem herabfallenden Dreck so aus.

Bevor die nächste Ladung in das Grab geworfen wurde, verging eine kurze Zeitspanne.

Die wollte der Pfarrer nutzen.

Der Gehängte hatte die Schaufel noch im Erdreich stecken, als Michael Facius selbst die Initiative übernahm. Ausholen konnte er kaum, er hoffte trotzdem, daß der Schwung ausreichte, damit das Kreuz den anderen traf.

Ein silbernes Etwas flog aus dem Grab, beschrieb einen Bogen und nahm Kurs auf den lebenden Toten.

Der merkte, was los war. Und er bewies, wie schnell er reagieren konnte. Hastig ließ er die Schaufel los, sprang zur Seite, duckte sich dabei, und das Kreuz verfehlte ihn. Es landete irgendwo im hohen Gras, nicht mehr sichtbar für den Pfarrer.

Damit war seine letzte Chance verspielt.

Die Zeit, um aus dem Grab zu klettern, ließ ihm der andere nicht. Sofort ging Davies vor. Mit zwei gleitenden Schritten stand er vor dem Rand, schaute in die Tiefe und packte seine Schaufel. Hoch wuchtete er sie über seinen entstellten Schädel.

»Ich werde dich zerhacken?« knirschte er. »Und den anderen danach lebendig begraben. Du wirst keine Chance mehr bekommen. Und dein verfluchtes Kreuz kannst du vergessen!«

Michael Facius wußte, daß es jetzt um sein Leben ging. Er hatte nicht viel Platz innerhalb des Grabes, um auszuweichen. Irgendwann würde ihn die Schaufel so treffen, daß er schwerverletzt liegenblieb. Das war nur eine Frage der Zeit.

Und schon schlug sein Gegner zu.

Von oben nach unten führte er den ersten Hieb, das blanke Schaufelblatt zielte auf den Kopf des Pfarrers, der sich rechtzeitig

genug zur Seite drehte, so daß ihn die scharfe Stelle verfehlte und in die lehmige Innenwand hackte.

Sofort riß Sam Davies seine Waffe wieder hervor, um einen erneuten Stoß gegen den Pfarrer zu führen.

Fast hätte er ihn erwischt. Michael Facius spürte, wie das Blatt an seinem rechten Arm entlangglitt, aber nur die Kleidung in Höhe des Ellbogens aufriß.

Sofort zog der andere die Schaufel zurück, um sie erneut hinunterzustößen.

In seiner Verzweiflung suchte der Geistliche nach den Möglichkeiten, die ihm eventuell blieben. Er bückte sich, hob Lehm auf und schleuderte ihn hoch, wobei er den anderen ablenken und treffen wollte. Das meiste Zeug fehlte, nur Reste trafen das zur Hälfte schwarz verbrannte Gesicht des Untoten.

Es folgte ein schräg angesetzter Hieb.

Diesem konnte der Pfarrer nicht mehr entgehen. Er wollte sich noch zur Seite werfen, sah die Schaufel, wie sie riesengroß vor seinem Gesicht erschien, aber er kriegte die Kurve nicht mehr. Zwar nicht mit der Kante, sondern mit der flachen Seite traf die Schaufel seinen Kopf. Der Geistliche sah ein regelrechtes Weltall vor seinen Augen blitzen, torkelte zur Seite, duckte sich dabei und stieß zusätzlich noch mit dem Kopf gegen die Grabwand.

Das gab ihm den Rest.

Michael Facius sackte zusammen. Seine Handflächen glitten dabei an der feuchten Lehmwand entlang, und auf der lockeren Erde blieb er in gekrümmter Haltung liegen.

Sein Kopf lag etwa in Brusthöhe des verletzten McMullogh, der die schrecklichsten Sekunden seines Lebens hinter sich hatte, denn nun wußte er, daß sie beide verloren hatten.

Sam Davies triumphierte. Wieder einmal hatte er bewiesen, daß er mächtiger war als die Menschen. Gemächlich schritt er am Rand des

Grabes entlang, damit er eine bessere Position besaß, um sein Werk endgültig zu vollenden.

Die beiden gelblich weißen Knochenklauen umklammerten den Stiel der Schaufel. Er hielt den Griff so hart fest, als wollte er ihn nie mehr loslassen.

Und er würde es auch tun, nachdem beide Menschen nicht mehr lebten. Stöhnend lag der Pfarrer auf dem Lehm. Der verletzte McMullogh neben ihm hatte seine Augen weit aufgerissen, das Gesicht war zu einer Fratze des Grauens verzerrt, halboffen stand der Mund, und der Ausdruck in seinen Augen bewies, daß er begriffen hatte, was hier geschehen sollte. Und auch er würde an die Reihe kommen.

Sam Davies konnte seinen Triumph nicht unterdrücken. Er lachte grollend, denn er malte sich aus, wie es sein würde, wenn die Gegner tot im Grab lagen...

Genau dieses Lachen hatte ich gehört!

Ich konnte unterscheiden, wie jemand lacht. Ob es deprimierend klingt, freudig, erregt oder anders.

Das hier klang siegessicher - triumphierend! Zugleich rauh und grollend. So lachte kein Mensch, so lachte nur ein Dämon!

Sam Davies!

Dieser völlig normale Name hatte sich wie mit einer glühenden Nadel gezeichnet in meinem Kopf festgebrannt. Ich wollte und mußte ihn fassen, um großes Unheil abzuwenden.

Neben mir lief Helen.

Sie mußte das Lachen ebenfalls vernommen haben, doch sie reagierte nicht darauf. Ihr Gesicht blieb ausdruckslos, ohne jegliches Gefühl, auch die Umgebung schien ihr gleichgültig zu sein. Meiner Ansicht nach war sie an einem Punkt angelangt, wo ihr alles egal war. Aber sie mußte mit. Ich konnte sie hier nicht allein

zurücklassen, zwischen all dem Grauen und den Grabsteinen mit den Gesichtern der schreienden Toten darauf.

Verschwommen sah ich vor mir eine Gestalt. Sie stand an der Seite des Wegs, und sie wirkte deshalb so groß, weil sie beide Arme in die Höhe gerissen hatte.

Was sie da vorhatte, wußte ich nicht, aber es konnte gefährlich sein. Wahrscheinlich sogar für den Pfarrer!

Um gezielt eingreifen zu können, war ich viel zu weit entfernt. Ich mußte ihn jedoch von seiner Tat abhalten, und da gab es nur eine Möglichkeit. Schießen.

Im Laufem zog ich die Beretta und jagte zwei geweihte Silberkugeln aus dem Lauf, während ich weiterrannte und mich nicht mehr um Helen kümmerte. Sie mußte in den nächsten Minuten allein zurechtkommen, während ich mich mit Sam Davies befaßte. Mit jedem Schritt konnte ich besser sehen. Die Gestalt hatte ihre Haltung nicht verändert. Sie schien dem Echo der Schüsse nachzulauschen, dann jedoch, als sie schon meine Schritte hören mußte und ich es mit einem gezielten Schuß versuchte, da drehte sich der Unheimliche um, sah mich und huschte zur Seite.

Das ging blitzschnell, so daß ich überhaupt nicht dazu kam, einen Schuß abzufeuern.

Auf einmal war er weg!

Die Sachen klebten mir schweißfeucht am Körper, mein Atem pumpte, die Luft war noch viel zu warm für diese Nacht, als ich schließlich die Stelle erreichte, wo mein Gegner gestanden hatte. Von ihm war nichts zu sehen. Allerdings konnte ich in ein offenes Grab schauen. Offen war es zwar, aber nicht leer.

Zwei Männer lagen darin.

Den Pfarrer kannte ich, den anderen Mann nicht. Er hatte sich halb aufgestützt, ich entdeckte seine blutige Hand und sein verzerrtes Gesicht, in dem das Entsetzen wie eingebrannt war. Schreckliches

mußte er hinter sich haben.

Er sagte nichts, gab keine Erklärung ab, aber die brauchte ich auch nicht. Die Beweise, die ich hier vorfand, sprachen für sich. Da war ich soeben noch zur rechten Zeit gekommen.

Der Pfarrer rührte sich nicht. Aber er atmete und stöhnte. Als ich mich tiefer beugte, entdeckte ich die Verletzung an seinem Kopf. Blut schimmerte in den Haaren. Die Folge einer Platzwunde.

»Wer sind Sie?« fragte ich den anderen.

Er hatte wohl meine Stimme gehört, aber den Sinn einer Antwort nicht begriffen.

Ich dachte näher über die beiden nach und kam zu dem Schluß, daß sie in dem fast zur Hälfte mit Erde gefüllten Grab am besten aufgehoben waren. Der Gehängte würde wohl kaum an diesen Ort zurückkehren. Jetzt mußte er sich auf mich konzentrieren und sich etwas anderes einfallen lassen, wodurch er mich besiegen konnte. Ein schmaler Schatten lief über den Hauptweg auf das Grab zu. Helen Cloud!

Auch sie war am Ende ihrer Kräfte. Sowohl seelisch als auch körperlich. Sie taumelte nur noch, hatte den Mund weit geöffnet und holte keuchend Luft.

Ich mußte sie praktisch auffangen, sonst wäre sie in die Knie gefallen. An den Schultern hielt ich sie fest. Ihr Blick war auf mein Gesicht gerichtet, Schweiß lag auf der Haut, sie wollte etwas sagen, aber sie konnte nicht sprechen.

Ich ließ Helen Cloud erst einmal zur Ruhe kommen und schaute mich dabei um. Über ihren Kopf hinweg durchdrang mein Blick das Dunkel der Nacht, ich suchte nach Sam Davies, doch der Geist war nicht zu erkennen. Er hatte sich versteckt und lauerte irgendwo im verborgenen auf seine Chance.

»John...« Helens Stimme krächzte. »John, was ist geschehen?«

Ich besaß nicht die Zeit, ihr jetzt noch alles zu erklären, sondern bat

sie, hier am Grab zu warten.

»Am Grab?« flüsterte sie.

»Ja. Und nicht von der Stelle rühren.«

Da ich sie noch immer festhielt, drückte sie sich ein wenig zur Seite und schaute in die Tiefe. Ihr Blick richtete sich auf den schwerverletzten McMulloch, und sie sah auch den Pfarrer.

»Mein Gott, das ist ja Pfarrer Facius!« Helen schluckte zweimal.
»Ist er tot?«

»Nein«, beruhigte ich sie. »Er lebt.«

»Und wie... wie ist er in das Grab hineingekommen?«

»Helen, das alles erkläre ich Ihnen später. Ich muß mich jetzt um Sam Davies kümmern.«

»Wissen Sie, wo er steckt?«

»Das nicht, aber ich finde ihn.«

Sie hob die Schultern und schien mir nicht so recht glauben zu wollen. Daran konnte ich nichts ändern. Ich hatte längst die beiden Kreuze auf der Erde gesehen. Das große gehörte dem Pfarrer. Das kleine vielleicht auch. Silbern blinkte es zwischen den hohen Grashalmen. Zuerst hob ich das kleine Kreuz auf und hängte es dem Mädchen um. Das große Holzkreuz drückte ich ihr zwischen die Hände. »Halten Sie es gut fest, Helen. Lassen Sie es nicht los, was auch immer geschieht. Nur das kann Sie retten.«

Sie schaute mich aus ängstlichen Augen an und nickte schließlich. Ich lächelte ihr noch einmal zu, bevor ich seitlich am Grab vorbeiging und mich dem Gelände zuwandte, das hinter dem Grab lag. Es war ein regelrechtes Gräberfeld. Fast wäre ich in die erste Öffnung hineingerutscht. Da befand sich Grab neben Grab. Jedes in der gleichen Größe und sorgfältig ausgehoben. Wahrscheinlich zeichnete Paddock dafür verantwortlich. Es war nicht schwer zu raten, für wen die Gräber bestimmt waren. Hier sollten die Menschen ihre letzte Ruhestätte finden, die noch den Selbstmord vor

sich hatten.

Bisher war alles gutgegangen. Natürlich relativ betrachtet, denn kein Fremder außer uns hatte den Friedhof betreten. Wahrscheinlich war der Geist des Gehängten so abgelenkt worden, daß ihm nicht die Zeit geblieben war, erneute Selbstmordgedanken in die Gehirne der Menschen zu schicken.

Er hatte mich als einen Feind eingestuft, und er würde seine nächsten Handlungen darauf konzentrieren, mich umzubringen, auf welche Weise auch immer.

Ich schritt an der Seite der frisch ausgehobenen Gräber entlang. Der Geist des Gehängten hatte diesen Teil des Friedhofs in den alten integrieren wollen, denn links von mir, wo die Pflanzen dschungelartig zusammenwuchsen, hörte ich wieder die Schreie.

Sehr laut kamen sie mir vor. Der Grund lag darin, daß ich ziemlich nahe bei ihnen war.

Ich blieb stehen, drehte den Kopf und sah undeutlich die hellen Gesichter durch die verfilzte Pflanzenwelt schimmern. Ich hatte zwei Möglichkeiten. Entweder suchte ich den Friedhof nach Sam Davies ab, oder ich vernichtete erst einmal seine Hilfstruppen, die schreienden Gesichter auf den Grabsteinen. Vielleicht war es sogar besser, wenn ich sie tötete, denn das mußte Davies merken. Sicherlich bekam er dann Zorn und stellte sich mir, bevor ich all seine Diener endgültig ins Reich der Hölle schickte.

Liebend gern hätte ich eine Machete mitgehabt, um mich durch die Büsche zu schlagen. Leider besaß ich so etwas nicht, und auch das Schwert trug ich nicht bei mir. So mußte ich mir schon mit den Armen helfen, um an die Grabsteine heranzukommen.

Es ist gar nicht leicht, sich durch Brombeergesträuch zu winden, das bekam ich sehr bald zu spüren. Die verdammten Stacheln hakten und zerrten an meiner Kleidung, wollten mich zurückhalten, rissen kleine Löcher, und ich mußte mich tatsächlich freikämpfen, wobei

ich nicht auf meine eigentlichen Ziele, die Grabsteine, achten konnte. Erst als die Schreie in meiner Nähe verstummten, wurde ich aufmerksam. Ich hatte die dichte Hecke fast hinter mich gebracht, konnte die Steine sehen und fand sie glatt, fugenlos und leer. Kein Gesicht mehr!

Wieso und weshalb, das interessierte mich natürlich, jedoch konnte ich mir keinen Reim darauf machen, dafür trat ein anderes Ereignis ein, das mich ebenso überraschte wie die leeren Grabsteine. Plötzlich lag in der Luft ein geheimnisvolles Rauschen und Wispern. Stimmen waren da, der schwüle Wind schien sie mir entgegenzutragen, und die weiter von mir weg geborenen Schreie boten eine schaurige und gänsehauterzeugende Hintergrunduntermalung.

Ich riß mich vom Gebüsch los, stand endlich frei und legte lauschend den Kopf in den Nacken.

Dann konnte ich die Stimmen hören. Sie sprachen zu mir und wollten mir Angst machen...

»Du Frevler hast es gewagt, den Friedhof der Selbstmörder zu betreten. Mit deinem Kreuz hast du ihn entweiht. Dafür wirst du büßen. Die ewigen Schreie werden dich nicht mehr loslassen, sondern in deinen Träumen verfolgen bis zum Ende deiner Tage...«

Deutlich vernahm ich diese Worte, die Warnung, der ein Heulen und Winseln folgte, so daß ich Magendrücken bekam.

Sie hatten mir das Gefühl der Angst einimpfen wollen, und das war ihnen auch gelungen.

Ich hörte meine Gegner, ich sah sie nicht, aber ich konnte mir vorstellen, was hier unsichtbar für mich über den geisterhaften Friedhof schwebte. Es waren die Seelen der Verbannten, der Geächteten, der in den feuchten Gräbern vermoderten Menschen. Sie hatten sich auf Befehl des Gehängten zu einem Reigen vereint und

führten einen gespenstischen Tanz im Unsichtbaren auf.

Ich bewegte mich ein paar Schritte voran, blieb dann stehen und sah, als ich mich drehte, weitere Grabsteine, die ebenfalls keine Gesichter zeigten.

»Geisterjäger John Sinclair, wir sehen dich!« hörte ich sie wispern.
»Wir sehen dich genau. Du kannst uns nicht mehr entkommen, denn du bist unser Gefangener...«

Kaum waren die wispernden Worte verklungen, als schon der erste Angriff folgte.

Es war ein Sturm Schwarzer Magie, der mich traf und um meinen Körper heulte, wobei ich das Gefühl hatte, daß er sich wie eine Spirale zusammendrehete, um mir die Luft abzuschnüren. Sie waren überall, drangen durch die Kleidung, ich spürte sie auf jedem Hautfleck, und dann berührten sie mein Kreuz, das seine weißmagische Kraft nicht mehr länger zügeln konnte.

Es explodierte nicht, aber die hellen, schon als gleißend zu bezeichnenden Lichtblitze breiteten sich sternförmig aus und verschwanden nach wenigen Zentimetern, als hätte man sie weggewischt.

Der Druck ging ebenfalls zurück. Stimmen hörte ich keine mehr, dafür das grell klingende und doch so entfernte Schreien der gemarterten Seelen.

Dieses Schreien erinnerte mich an das der Totengesichter auf den Grabsteinen, nur war es wesentlich leiser, dennoch hörte ich die Qual aus diesen verzweifelten Rufen.

Mir ging es wieder besser, da ich den ersten Angriff überstanden hatte. Auch die Seelen hatten sich zurückgezogen, ich konnte wieder frei atmen, kein Ring aus Schwarzer Magie preßte meine Brust zusammen. Aber sie waren noch da, ich glaubte nicht, daß mein Gegner so leicht einen Rückzug machte.

Etwa in der Mitte zwischen zwei Gräbern blieb ich stehen. Meine

Waffe steckte ich sogar weg, denn ich wollte den Geist des Gehängten provozieren.

»Zeig dich, du Feigling!« schrie ich ihm zu. »Los, komm aus deinem verdamnten Versteck. Ich will es mit dir austragen, mit dir allein und nicht mit irgendwelchen Hilfstruppen.«

Ob er die Worte vernommen hatte, wußte ich nicht. Jedenfalls bekam ich keine Antwort, und auch die Geister meldeten sich nicht. Sollte er sich wirklich feige verkrochen haben?

»Sam Davies!« Noch einmal meldete ich mich. »Zeige dich endlich und beweise mir, daß du doch nicht so feige bist!«

Diesmal schleuderte er mir seine Antwort entgegen. »Ja, ich bin da, Geisterjäger!« schrie er. »Ich werde kommen und mich stellen!«

»Dann los, ich warte!«

»Aber nicht da, wo du willst!« Er lachte dröhnend. »Ich allein bestimme den Ort!«

»Und wo ist der?«

»Am Galgenbaum!«

Wußte ich, wo sich der Galgenbaum befand? Da fiel mir ein, was man mir erzählt hatte. An der Nordseite des Friedhofs, wo sich zwei Wege im Schlagschatten der alten Kirche kreuzten, da hatte man Davies gehängt. Demnach mußte sich auch dort der Galgenbaum befinden. Ich wollte meinen Gegner nicht enttäuschen und gab ihm meine Zustimmung. »Ja, warte auf mich am Galgenbaum.«

»Das werde ich auch...« Seine Stimme verhallte, während ich den Weg durch die Büsche suchte, um wieder auf den überwucherten breiten Pfad zu gelangen.

Diesmal hatte ich schon Routine mit der Quälerei. Ich kämpfte mich schneller durch das Buschwerk und stand schließlich wieder auf dem Hauptweg.

Noch ein Stück mußte ich ihn hochgehen. Ich dachte an Helen, den Pfarrer und den Verletzten. Hoffentlich war es endgültig gelungen,

den Geist des Gehängten von ihnen wegzulocken.

Ich beeilte mich nicht, sondern schritt normal aus. Begleitet wurde ich von zahlreichen Schreien, die die Toten über den unheimlichen Friedhof verstreuten. Ich hatte das Gefühl, als wären sie verändert, nicht mehr so monoton, manche viel schriller, andere wiederum wehleidig. Auf jeden Fall war es ein höllisches Konzert, das die übrigen Geräusche schluckte.

Hin und wieder glühte mein Kreuz für den Bruchteil einer Sekunde auf. Ein Zeichen, daß mich etwas Böses, Unsichtbares begleitete und auch dabeibleiben wollte.

Das störte mich nicht weiter.

Vielmehr wurde meine Aufmerksamkeit von den Trümmerresten einer alten Kirche angezogen, die rechts von mir lagen. Das meiste war zwar im Laufe der Jahre überwuchert worden, an einigen Stellen jedoch schauten die Reste der Mauern wie große Bauklötze hervor.

Da war also die Kirche, dann mußte auch der Baum in der Nähe sein. Über meinem Kopf spannte sich ein glatter Himmel. Zahlreiche Sterne funkelten, sie waren ebenso Beobachter wie der schwache, blasse Mond, der aufgehende Tendenz zeigte.

Noch ein paar Tage, dann hatte er seine größte Fülle. Ich blieb stehen, als ich den Baum sah. Er war wirklich gewaltig. Ein starkes Astwerk und die mächtige Krone mit dem so dicht wachsenden Laub, das keinen Blick hindurchließ.

Und noch etwas sah ich.

Es war ein makabrer Gegenstand, und er baumelte von einem besonders starken Ast herab. Eine Schlinge!

»Die ist für dich gedacht, John Sinclair!« vernahm ich von überall her die Stimme des Gehängten. »Ich habe sie für den verwahrt, der mich töten wollte.«

Daß sie alt war, konnte ich erkennen. Zudem spielte der Wind mit ihr, so daß sie leicht hin-und herschwang. Ein schauriges Stück aus der Vergangenheit, und ich wußte plötzlich, daß genau in dieser Schlinge auch Sam Davies gehangen hatte.

»Dann versuch es einmal!« erwiderte ich laut.

Meine Stimme war noch nicht verhallt, als sich die Schreie steigerten. Hatte ich sie bisher schon laut erlebt, so nahmen sie sicherlich nun die doppelte Phonzahl an und vereinigten sich zu einem Konzert, das in meinen Ohren schmerzte, das Trommelfell malträtigte und als unheimliches Brausen in mein Hirn stach.

Es war das Konzert der Hölle.

Meine Gegner zogen sämtliche Register, um mich gefügig zu machen. Und sie waren auf dem besten Wege dazu, denn die Schreie der Toten waren so grell, markerschütternd und schrill, daß mein Kopf zu platzen drohte.

Ich hatte die Hände gegen die Ohren gepreßt. Es half nichts. Es wurde zum Inferno!

Die Schreie, das Heulen und Kreischen trieben mich fast an den Rand des Wahnsinns. Ich konnte einfach nicht ruhig stehenbleiben, schwankte von einer Seite zur anderen, schnappte gierig nach Luft und hatte dabei das Gefühl, flüssiges Blei zu tanken.

Die Schreie hörten nicht auf. Sie malträtigten mich weiter, so daß ich mich nur auf sie konzentrieren konnte und meine Umgebung außer acht ließ. Das hatte mein Gegner gewollt.

Plötzlich erschien Sam Davies. Er trat majestätisch hinter dem Stamm des Galgenbaums hervor, und ich war so damit beschäftigt, die Schreie zu ignorieren, was ich letzten Endes doch nicht schaffte, daß ich ihn kaum wahrnahm.

Ich sah zwar die zerlumpfte unheimliche Gestalt und auch die schwarze untere Gesichtshälfte, aber ich konnte mich nicht so auf ihn konzentrieren, wie ich es gern gehabt hätte und wie es für einen Sieg

über ihn auch nötig gewesen wäre.

Langsam kam er näher.

Dabei genoß er jeden Schritt und auch meine Qualen, die kein Ende nehmen wollten. Die mörderischen Schreie hallten in meinem Kopf nach, sie schienen das Gehirn sprengen zu wollen, sie folterten mich auf eine schreckliche Art und Weise, und sie waren unbeschreiblich, weil ich noch nie solche Laute gehört hatte.

Die Schreie vereinigten all das, was man sich nur vorstellen konnte. Angst, Entsetzen, Triumph - ja, die Seelen der Toten wollten über mich triumphieren, und fast sah es so aus, als sollte es ihnen auch gelingen. Ich fiel auf die Knie. Hart biß ich die Zähne zusammen, versuchte an etwas anderes zu denken und die gräßlichen Totenschreie zu ignorieren, aber sie waren wie Messer, die in meinen Körper stachen. Sie fügten mir keine körperlichen Schmerzen zu, das nicht, aber die seelischen waren ebenso schlimm.

Ich litt Höllenqualen!

Und er kam näher. Als großer Sieger sah er sich, als der Gewinner, denn er war der Herr dieses Selbstmörder-Friedhofs und wollte seiner Rache nun die Krone aufsetzen.

Seine unheimlichen, bleichen Knochenhände legte er zusammen und schob sie dann unter die zerschlissene Jacke, deren Schöße weit über seine Hüften reichten.

Wie ein Sklave kniete ich vor ihm und mußte mit ansehen, wie er eine Waffe hervorzog.

Ein Messer?

Nein, ein kurzer Degen. Ich wußte aus den Erzählungen, daß er damit schon einmal gemordet hatte. Seine Familie war dieser Waffe zum Opfer gefallen.

Nun sollte ich daran glauben.

Gelassen drehte er die knöchernen Finger der rechten Hand um den alten Holzgriff, der Kopf bewegte sich zufrieden nickend, und aus

seinem Maul drang ein gefährliches Grunzen.

Ja, er hatte mich.

Dann hob er den Arm.

In meinem Schädel tobten weiterhin die Schreie in einem nahezu irren Inferno. Eine Melodie des Schreckens, höllische Musik, wobei der Satan unsichtbar den Taktstock schwang.

Aufgegeben hatte ich noch nicht. Nach wie vor kämpfte ich gegen die Schreie an, wollte sie mit meinen eigenen Gedanken besiegen und fightete hart gegen das unabwendbare Schicksal.

Ich hatte die Hände gegen die Wangen gepreßt und starrte nach vorn, wo mein Gegner nur noch einen Schritt entfernt war und jetzt seinen rechten Arm in die Höhe hob, so daß die Spitze des kurzen Degens auf mich wies.

Wenn er nach unten fuhr, war ich geliefert.

Für einen Moment hatte ich Gnadenfrist. Er schaute auf mich herab, auf den fast Betäubten. Er hatte nur Augen für mich, nicht für Helen Cloud, die plötzlich in Sichtweite stand.

»Sam Davies?« schrie sie mit so lauter Stimme, daß sie selbst durch die ewigen Schreie klang und von dem Gehängten gehört wurde. Sam vernahm den Ruf, drehte sich und sah das Mädchen, das mit dem Holzkreuz des Pfarrers dicht neben dem Galgenbaum stand, wobei das Kreuz und die Schlinge lange, vom Mondlicht produzierte Schatten warfen, die über die Erde liefen und auch uns erreichten. Und dann rannte sie mit dem Holzkreuz auf Davies zu. Der wollte zustechen, als Helen gegen ihn prallte.

Ich suchte verzweifelt nach einer Erklärung, aus welchem Grunde ihr die Schreie nichts taten, vielleicht hatten sie sich nur auf mich konzentriert und meine Gehirnströme, Helen jedenfalls konnte kraftvoll vorstürmen und hieb auch mit Davies zusammen. So hart, daß der Unheimliche nach hinten kippte und rücklings zu Boden fiel.

Helen landete auf ihm.

Zwischen ihr und Davies lag aber noch etwas. Das Holzkreuz!

Seit 2000 Jahren das Zeichen des Guten. Der Beweis, daß das Licht über die Finsternis gesiegt hat. Und auch hier wurde das Böse durch das Kreuz ausgeschaltet.

Sam Davies, der ruhelose Geist, starb einen qualvollen Tod. Er lag auf der Friedhofserde, hatte die Arme weit ausgebreitet und bildete fast mit seinem Körper ein Gegenkreuz, doch aus diesem Körper drangen schon die ersten feinen Rauchschwaden, für mich ein Beweis, daß Sam Davies in wenigen Minuten nicht mehr existieren würde.

Er verbrannte vor unseren Augen. Ich hatte Helen hochgezogen und hielt sie fest. Beide starrten wir auf das Wesen, aus dessen Kleidung kleine Feuerzungen loderten, die den Körper erfaßten und ihn völlig zerstörten, so daß nur noch Asche zurückblieb.

Helen bekreuzigte sich, und ich schaute hoch in den dunklen Himmel, wo es doch noch jemand gab, der für eine Gerechtigkeit sorgte. Und die Schreie?

Sie gab es nicht mehr. Mit Sam Davie's Tod waren auch sie für alle Zeiten verstummt.

Der Friedhof der ewigen Schreie hatte seinen Schrecken verloren. Nicht zuletzt durch den Mut und die Einsatzbereitschaft eines jungen Mädchens namens Helen Cloud, vor dem man nur den Hut ziehen konnte...

Ich blieb noch zwei Tage in Walham.

Ein Fluch war von diesem Dorf genommen worden. Die Menschen konnten aufatmen. Allerdings gelang es nicht, das Geschehene rückgängig zu machen. McMullogh konnte gerettet werden, auch der Totengräber. Für Garner allerdings kam jede Hilfe zu spät. Helen war bei ihrem Entschluß geblieben. Sie wollte wieder zurück nach Lauder. Allerdings später, wenn sie hier den Haushalt ihrer Eltern

aufgelöst hatte. Ich war sicher, daß ich sie dort noch einige Male treffen würde, wenn ich meine Eltern besuchte.

Als ich dann Walham verließ, winkten mir Helen und der Pfarrer so lange nach, bis ich sie selbst im Außenspiegel nicht mehr erkennen konnte. Die lange Schnauze meines Silbergrauen zeigte in Richtung Süden. London wartete...

ENDE

[\[1\]](#) Siehe John Sinclair Nr. 177 »Melinas Mordgespenster«